

DER MARIENBOTE

September 1956



Wir wollen endlich Frieden haben

Wir wollen endlich Frieden haben,
die Rachsucht und den Haß begraben,
die wie ein Mühlstein schwer
am Herzen und am Hals uns hängen
und Tag und Tat zum Bösen drängen,
als ob kein Gott mehr wär.

Wir wollen endlich Frieden haben,
der uns auch von der Erde Gaben
gerechten Teil gewährt,
daß wir das Unheil überwinden,
mit dem die Not uns sucht zu binden
das Gut und Blut verzehrt.

Wir wollen endlich Frieden haben,
der unsre Kinder, unsre Knaben
mit neuem Geist erfüllt,
der ihnen Freude gibt am Leben,
die Kraft der Tugend, hinzustreben
zum rechten Menschenbild.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' wir vor Gottes Angesicht
nicht auch das Schwerste schlichten.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' nicht die letzte Mauer bricht,
die wir aus Angst errichten,
solange es noch Menschen gibt,
die keiner lobt und keiner liebt,
die unsre Satzung fliehen.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' nicht der letzte niederbricht,
vor Gott im Staub zu knien.

Und doch kommt dieser Friede nicht,
eh' nicht im äußersten Verzicht
wir unsern Reichtum finden,
solange wir den letzten Feind,
so ungeheuer er auch scheint,
nicht liebend überwinden.

Georg Thurmair

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang | September 1956, Battleford, Sask. | No. 11

Dies und Das

Mittagläuten Am 29. Juni dieses Jahres wurde in fast allen Kirchen des westlichen Europas der fünfhundertsten Jahreswende der Einführung des Mittagsläutens gedacht. Heute sind wir gewohnt, beim Erklingen der Mittags/glocke Maria zu grüßen. Wir beten mittags, genau so wie morgens und abends, den „Engel des Herrn." Nun bitten wir aber Gott, daß es uns allen gut tun möge, was ungarische Priester im Ausland zusammen mit führenden Franziskanerpatres vor kurzem für die Sache des Herrn und Seiner Kirche ins Rollen gebracht haben. Mit wärmster Empfehlung von seiten des Heiligen Vaters erließen diese Priester einen Aufruf an die ganze christliche Welt, im Jahre 1956 den fünfhundertsten Jahrestag der Einführung des Mittagsläutens zu feiern – und den Sinn dieses Läutens unter uns wieder lebendig werden zu lassen.

Vor fünfhundert Jahren, am 29. Juni 1456, wurde von Papst Kalixt III. verordnet, zur Mittagszeit in allen Kirchen die Glocken zu läuten. Die Kirche war in größter Not. Mohammed II., der Sultan des mächtigen Türkenreiches, hatte das ganze Ostreich des Christentums unter das Zeichen des Halbmondes gestellt. Nun stand seine siegreiche Armee an den Grenzen Ungarns. Über Ungarn und Wien wollte Mohammed seinen Heereszug über ganz Europa senden, bis zum Thron der Päpste, um ein für allemal die Macht des Christentums zu brechen.

Überall in Westeuropa wußte man, daß im Laufe des Jahres 1456 ein Einsatz der ganzen türkischen Macht gegen Ungarn zu erwarten war. Es wußte auch jeder, daß das kleine Ungarn diesem Angriff nicht standhalten könne, daß Ungarn Kriegshilfe brauche, ja, daß diese Hilfe gegeben werden müsse, wenn man den christlichen Westen vor den Türken retten wolle.

Alle sahen die Not, doch keiner war gewillt zu helfen. Eifersucht und Habgier, engherziger Stolz und selbstsüchtige Kleinpolitik zerrissen alle Einigkeit unter den christlichen Fürsten.

Papst Kalix III. sah die Türken gegen die ungarische Festung Belgrad ziehen. Und er sah die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen, die christlichen Fürsten wenigstens dieses eine Mal, zur Stunde höchster Not, zur Einigkeit und zur Aufstellung eines christlichen Waffenkreuzzuges gegen den gemeinsamen Feind zu bewegen.

In allerletzter Bedrängnis befahl Kalixt III., jeden Mittag die Glocken aller Kirchen zu läuten, als Notsignal der bedrängten Christenheit und als Aufruf an jeden Christen, Gott betend um Hilfe und um Rettung zu bestürmen.

Die Glocken begannen zu läuten und die Christen zu beten. Und da geschah das Unglaubliche:

Gottes Vorsehung sandte den heiligen Franziskaner Johannes von Capistrano. Gewaltig predigte der Heilige auf den Märkten der Städte und an den Höfen der Fürsten. Er sprach und er warb, und stellte in kurzer Zeit ganze Gruppen von Kreuzzüglern zusammen.

Am 14. Juli 1456 kamen der hl. Johannes von Capistrano und der tapfere ungarische Feldherr Hunyadi in der schon seit zehn Tagen von den Türken belagerten und höchstbedrängten Festung Belgrad an. Und am 22. Juli waren die mächtigen Türken von einem kleinen Christenheer und einer kleinen Christenflotte geschlagen. So geschlagen, daß sie siebzig Jahre lang keinen Angriff auf Westeuropa mehr unternahmen.

War dieser Sieg nun ein Wunder? Hatte Gott das Mittagläuten der Glocken und das Mittagflehen der bedrängten Christen erhört und eingegriffen in die Geschichte?

Eigenartig, der weltlich gesinnte Mensch lächelt über so eine Frage. Zugleicher Zeit schreiben heute jedoch die Geschichtswissenschaftler dieser Welt, daß in unserem Zeitalter doch nicht alles so „weltlich" und „irdisch" sei, wie es sich die Menschen vorstellen. So viel Wahnsinn, so viel Tierisches, Dämonisches und Satanisches, wie es heute in den Köpfen und Herzen des hoch über dem „dunklen Mittelalter" stehenden Menschen geboren wird, kann nur dem „Irrationalen" entstammen.

Was mit diesem „Irrationalen" wirklich gemeint ist, sagt keiner. Jedenfalls soll damit etwas Unmenschliches bezeichnet werden, ein dunkles Etwas, dem unser Jahrhundert trotz aller höchstentwickelten Wissenschaft nicht Meister werden kann.

Den Christen, die dem ersten Mittagläuten lauschten, war der Glaube an einen wirklich lebenden und unter den Menschen wirkenden Satan eine Selbstverständlichkeit. Und ebenso war es ihnen selbstverständlich, Gott in kleiner und in großer Not um Hilfe gegen Satans Macht anzurufen. Sie glaubten und sie wußten, daß Gott helfen könne und helfen werde.

Ein Glaube, den uns die Mittagglocken – gerade uns, den Christen des Zeitalters des „Eisernen Vorhanges" – wieder in die Herzen läuten mögen! Daß satanische, dämonische Mächte gerade heute mit unheimlicher Macht das Christentum von außen erschreckend bedrohen, auch, daß dämonische Mächte den Geist des Christentums von innen, in den Städten bis tief hinein in die Herzen der Christen, zerstören, darüber sind wir uns wohl klar. Nur eines scheinen wir noch nicht begriffen zu haben: Daß nämlich der „Eiserne Vorhang", der sich heute mitten durch Europa zieht und der nun auch schon zwischen viele Christenherzen und Gott gestellt worden ist, gestellt durch Unmoral und dahinsiechendes Leben aus dem Glauben, daß dieser „Eiserne Vorhang" ein Warnzeichen ist. Der Sturm ist nahe, und der Sturm ist unausdenkbar in seiner zerstörenden Gewalt! Täuschen wir uns nicht!

Sturmläuten war den Christen von 1456 der Schall der Mittagsglocken! Sturmläuten zu Gott um Hilfe in höchster Not!

Heute läutet man nun wieder zur Mittagszeit die Glocken, und heute läßt man sie läuten zu Gott hinauf um Hilfe, und tief in die Herzen der verweltlichten Christen hinein, damit sie sich wieder der Tatsache erinnern: Satan ist in der Geschichte, unsere Geschicke und unsere „Politik" zu leiten versuchend – und Gott ist in der Geschichte, Gott, der helfen kann selbst dort, wo alle Hoffnung schon versunken ist; Gott, der helfen wird, da Er ja ist „meine Zuflucht und meiner Hoffnung Hilfe" (Ps. 93:22), wie Er selbst in der Heiligen Schrift es sagt.

Es ist nur so, daß Gott nicht hilft, wo der oben angeführte Vers des Psalmes 93 nicht mehr gelebt, und wo sein Sinn nicht mehr gebetet wird.

Wohin sind wir nur mit unserem Wünschen, Begehren und Planen geraten? Was ist uns „unserer Hoffnung Hilfe"? Das Geld? Die politische Partei, an deren Programm wir glauben? Oder andere Dinge?

Klein ist der Name Gottes unter uns geworden. Und klein und schwindsüchtig unser Glauben an Ihn, unser Hoffen auf Ihn. Selbst unter den Allerbesten kommt es vor, daß sie sich verschwenden – im Dienste ihres eigenen Namens, obwohl sie Gottes heiligen Namen auf ihren Lippen führen! Daß sie, blind von vieler Selbsteingenommenheit, die fundamentalsten Rechte Gottes und ihrer Mitmenschen im Staube zertreten. Daß sie das tun, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ohne Gewissensbisse, ohne zu merken, wie dunkel alles ist und wie dem Ungöttlichen dienend, was sie da hetzend und jagend bis zum Sich-Tod-Schaffen vollbringen. „Zum Wohl der Menschheit" und selbst „zur Ehre Christi" vollbringen, wie sie sagen.

Das „Wohl der Menschheit" will aber nicht kommen, und mit der Verbreitung der Verherrlichung Christi, unseres Erlösers, will es irgendwie nicht voran. Im Gegenteil: Immer unwohler wird es den Menschen hier auf Erden, mit

jeder Tageszeitung und mit jedem Nachrichtendienst des Radios. Und wir sehen alles andere sich verbreiten, nur nicht die Innigkeit der Gottes- und der übernatürlichen Menschenliebe.

Die Christen alter Tage waren wohl nicht so bewandert in weltlichen und „wissenschaftlichen" Dingen wie wir. Sie verstanden sich aber auf das Nachdenken und auf das Nachsinnen. Dreimal des Tages waren sie gewohnt, die Kirchenglocken läuten zu hören. Und beim Erklingen der Glocken begannen sie betrachtend und nachsinnend zu beten. Des morgens dachten sie an die Auferstehung des Herrn, abends an die Menschwerdung, und mittags an die Kreuzigung; an Gottesblut, an Sünde, an die sich verfinsternde Sonne und an zerspringende Felsen. Sie lenkten ihr Denken auf die Schreckensstunden von Golgatha, und von dort auf die Schrecken im Leben der Menschen. Und sie besannen sich auf Gott, den großen Helfer am Kreuz, der ja nur deswegen starb, um uns zu zeigen, daß er jedes, aber auch jedes Kreuz überwinden kann – und überwinden wird, wenn wir Ihn darum bitten.

Wollten wir sie nur wieder läuten, die Mittagsglocken des Jahres 1456. Wollten wir sie nur wieder läuten, zu Gott hinauf und uns in die Herzen hinein, damit sie uns aufrütteln und zurechtrütteln, bis wir wieder ganz gläubig werden und so demütig vor Gott, daß wir unsere Hilfe suchen nur noch bei Ihm und in Ihm.

– Der Schriftleiter

Samstagweihe an das makellose Herz Mariä

Maria, reinste Jungfrau, wahre Mutter Gottes und Königin im allumfassenden Reich Christi. Du bist die von Gott bestellte Herrin der Welt und Miterlöserin der Menschheit. Dein gütigstes Herz verlangt, die Mutter aller Menschen durch Liebe und Gnade zu sein für Zeit und Ewigkeit.

Ich grüße, liebe und verehre Dich mit allen, die Dich kennen und lieben im Himmel und auf Erden. — Von jeher ist der Samstag Dein Ehrentag und Dir besonders geweiht. Damit er fortan noch mehr zum Gnadentage werde für mich und meine Brüder und Schwestern nah und fern, so weihe auch ich mich heute ganz und gar Deinem Herzen. Auf daß es als Heiligtum des vollkommenen Friedens mitwirke zur Herstellung des wahren Friedens für die Herzen, Heimstätten und alle Völker der Erde. Geistig vereint mit den Mitgliedern des Marianischen Friedensbundes in der Pax-Christi und der „Blauen Armee" alle Tage meines Lebens.

Du wirst von der heiligen Kirche als Königin des Friedens angerufen und Du wirst auch stets die Rettung der Menschheit sein in äußerster Not und Bedrängnis. Mit großem Vertrauen rufe ich darum Dein mitleidvolles Mutterherz an, insbesondere an allen Samstagen und in den Dir geweihten Monaten (Mai, August, Oktober). Deinem Rufe zu Gebet und Buße und wahrhaft christlichem Leben im Dienste Gottes will ich mit Deiner Hilfe getreulich folgen in steter Erfüllung meiner Standespflichten.

Möge meine Hingabe und Weihe in innigster Vereinigung mit Deinem heiligsten Herzen dazu beitragen, daß das Reich Gottes auf dem ganzen Erdkreis ausgebreitet, befestigt und vollendet werde. Also bitte und flehe ich gemäß dem sehnlichsten Wunsche des Göttlichen Herzens Jesu und Deinem eigenen großen Verlangen, o Friedenskönigin im allumfassenden Reiche Christi. Lasse mich und alle Teilnehmer dieses Samstagbundes mitwirken an der Herstellung dauernder Ordnung und Ruhe, des allgemeinen Friedens Christi — im Reiche Christi, zur Verherrlichung Gottes und zum ewigen Heile der unsterblichen Seelen. Amen

Es komme der Friede Christi durch Maria unsere Mutter, die Königin im Reiche Christi!

Jesus, König und Mittelpunkt aller Herzen, schenke uns den Frieden durch die Ankunft Deines Königreiches.



MARÍA im September

Der Schmerzensfreitag Mariens

vom Schriftleiter

„Maria, die Mutter des Herrn, stand vor dem Kreuze ihres Sohnes. Kein anderer hat mir das berichtet als der hl. Evangelist Johannes", schrieb im vierten Jahrhundert nach Christi Sterben der hl. Ambrosius.

Er und alle seiner Zeit – das Volk, die Bischöfe und Priester, die gelehrten Gottesdenker, die Heiligen und die Päpste – alle hielten sie ihre Blicke gerichtet auf Maria, die zweite Eva, hochgebenedeit. Denn Maria „war durch ihren Gehorsam sich selbst und dem Menschengeschlecht Ursache des Heiles" (St. Irenäus). Gottverlassen war die Welt vor der Menschwerdung, und keiner war da, der da hätte geben können Licht und Himmel den Unerlösten. Bis zum Tage der Verkündigung war es so. An jenem Tage aber ist das Wort Fleisch geworden in der Jungfrau Maria. Zur zweiten Eva, zur neuen Stellvertreterin der Menschheit hat Gott die Jungfrau Maria gesetzt. Wie einstens Eva als Stammutter der Menschen das Gebot Gottes gebrochen, so gab zur Stunde der Verkündigung Maria im Namen aller Menschen ihr Jawort zur Wiedergutmachung, zur Menschwerdung des Erlösers Jesus Christus. Mit der Fleischwerdung Jesu in Maria aber war das Werk der Erlösung begonnen. Es hat seinen Anfang im Jawort Mariens, im Mitwirken der Jungfrau mit Gott.

So lehrten es die Christen der ersten Jahrhunderte und auf Maria hinweisend, sprachen sie die Worte der Heiligen Schrift: „Sieh da, das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen. Sie werden Sein Volk sein, und Er, Gott selbst, wird bei ihnen sein!" (Apokl. 21:3).

All' ihr Sinnen, überlegen Beten lenkten die Gottesdenker dieser Zeit auf Jesus, das fleischgewordene Wort Gottes, in Maria. Von „Jesus in Maria" sprachen sie, dieser „Jesus in Maria" war ihnen Grundstein ihrer Lehre über die Erlösung durch Jesus Christus.

Die Denker der ersten Jahrhunderte starben, die Reiche, in denen sie lebten und lehrten, zerfielen. Es kam die Völkerwanderung mit ihren Kriegen und Bränden – und aus der Völkerwanderung wurde geboren die Kirche des Westens, das Christentum der germanischen und romanischen Völker Westeuropas. Es waren diese Neuchristen nicht gebildet auf den hohen Schulen des Altertums. Diese Schulen waren nicht mehr da. Es mußten sich die Jungchristen des erwachenden Europas erst ihre eigenen Schulen der Gotteslehre bilden. Sie taten es – und mit welchem Erfolg!

Sie lasen die Bücher der Alten. Sie lasen von „Jesus in Maria." Sie gingen mit ihren Gedanken jedoch weiter: Sie dachten an Jesus, der schon geboren war aus Maria der Jungfrau, der da wandelte über die Pfade und Berge des Heiligen Landes und litt und starb vor den Toren Jerusalems. Dieser Heiland war der Gott ihres Sinnens, und neben Ihm immer die „minniglich zarte Frau Maria, die da grüßen alle Herzen und loben alle Lippen" (Heinrich Suso).

Hielten die alten Christen des Ostens tiefe Andacht zur Fleischwerdung des Herrn in Maria, so entwickelte sich im jungen Christentum des Westens ein tieffrommes, herzwarmes Verehren des Lebens

und Sterbens des Heilandes. Sprachen die alten Christen vom hochgesegneten Anbegin der Erlösung in Maria und durch Marias Jawort, so ging es der neuen christlichen Welt mehr um den hochgesegneten Abschluß der Erlösung am Kreuz – um das blutgekrönte Dulderhaupt Jesu und um die Mutter voll der Schmerzen.

„Maria, die Mutter des Herrn, stand vor dem Kreuz ihres Sohnes.“ Dieses Wort der Alten war der jungen Abendländischen Kirche wohlbekannt. Die Christen des Mittelalters liebten es. Sie liebten es so sehr, daß sie sich fragten: „Wie erging es ihr wohl dort unter dem Kreuze? Ließ Gott wohl wieder einmal große Dinge an Maria unter dem Kreuz geschehen? Große Dinge, wie sie an Maria am Tage der Verkündigung geschahen?

Und es kamen auch bald die Antworten. Im zwölften Jahrhundert begannen große Lehrer der abendländischen Kirche zu verkünden: Maria hat uns das Heil vermittelt nicht nur durch ihr Jawort am Tage der Fleischwerdung, auch durch ihre Karfreitagsschmerzen unter dem Kreuze ihres Sohnes ist sie uns zur Heilsvermittlerin geworden. „Mitgeopfert und mitgesühnt hat die Mutter mit ihrem göttlichen Sohne“, schrieb St. Albert der Große, der hochgeachtete Meister des 13. Jahrhunderts, in seinem berühmten Marienbuch.

„Christi Mutter stand mit Schmerzen, bei dem Kreuz und weint von Herzen“, dichtete um dieselbe Zeit der italienische Franziskanermönch Jacopne da Todi, und das Volk begann dieses Lied zu singen und immer inniger zu beten zu Maria, die „mitgesühnt für die Sünden der Welt.“

Sieben edle, heilige Männer der Stadt Florenz gründeten den Orden der „Diener Mariä“, deren besondere Aufgabe es war, zu betrachten und zu predigen die bitteren Schmerzen der Jungfrau Maria, die sie erdulden mußte unter dem Kreuz.

Immer weiter verbreitete sich die Andacht zur Schmerzensmutter, immer größer wurde die Zahl der christlichen Denker, die auf allen Kanzeln und in jeder Schule lehrten: Gott hat am sechsten Schöpfungstage gesagt, es sei nicht gut, daß der Mensch allein bliebe: laßt uns ihm eine Hilfe machen. Dasselbe hat Gott über den zweiten Adam, über Christus gesprochen. Und Gott hat dem Neuen Adam bei Seinen Erlösungsleiden in Maria eine Hilfe gegeben: Sie ist die zweite Eva, die mitgesühnt hat mit Christus für die Sünden der Menschen!

Inzwischen sannen die Gottesdenker darüber nach: In wiefern hat Maria unter dem Kreuze als Gehilfin des Neuen Adams mitgewirkt für unser Heil? Hat sie nur mit ihrem Sohne mitgelitten, oder hat sie auch mitverdient die Gnaden unserer Erlösung?

Der Dominikaner Ambrosius Catharinus war es, der als erster mit der Lehre auftrat, Maria sei vom Makel der Erbsünde von Gott bewahrt, weil Gott dem Erlöser bei Seinem Erlösungswerk eine Ihm an Heiligkeit ähnliche Gehilfin geben wollte. Beide, der Neue Adam und die zweite Eva, haben unsere Sünden auf sich genommen, und beide haben uns durch ihre Leiden das Heil verdient. Christus tat dieses aus eigener Kraft und Macht, Maria konnte es tun, weil sie von Gott für diese Aufgabe ganz besonders begnadet wurde.

Dem Dominikaner Ambrosius Catharinus folgte nach dem Konzil von Trient (1545–1563) der Jesuit Salmeron. Er war der erste, der die Gottesmutter „Mittlerin und Mitwirkerin am Heil des Menschengeschlechtes“ nannte. Im zehnten Band seiner Evangeliengeschichte lehrte er, daß das Unheil der Sünde von zweien gekommen sei, vom Mann und vom Weibe. Das Heil der Erlösung sei auch gekommen von zweien: Von Christus – und vor allem von Christus! – und von Maria. Daß Maria durch ihre Leiden uns den Segen der Erlösung mitverdienen konnte, sei ihr als ganz besondere Gnade von Christus gegeben worden. Christus brauchte Marias Mithilfe nicht. In Ihm war all Kraft, die Welt zu erlösen. Es hat jedoch Christus Seine Mutter begnadet, mit Ihm mitzuwirken und mitzuverdienen in untergeordneter Stellung die Gnaden der Erlösung.

Damit war nun eine Lehrmeinung in die Öffentlichkeit gebracht, die bis heute geblieben ist und von der einer der größten Theologen der neuen Zeit, Matthias Joseph Scheeben, sagt, sie sei „als theologisch gewiß und dürfe keineswegs bloß als fromme Meinung betrachtet werden.“

Wohl hat das Lehramt der Kirche noch nicht erklärt, daß die Ansicht, Maria sei Miterlöserin und Mitwirkerin am Heil der Menschen, Glaubenssatz sei. Es haben jedoch besonders die Päpste der letzten hundert Jahre diese Lehre belobt und unterstützt. „Maria Miterlöserin“ ist ein Ausdruck, den wir in ungezählten päpstlichen Dokumenten finden können.

So haben wir hier eine Lehrmeinung vor uns, die ganz ohne Gefährdung des katholischen Glaubens angenommen werden kann: Wir dürfen verehren die Mutter der Schmerzen als die gottererwählte zweite Eva, die miterlöst hat die Menschen und die durch ihre Leiden unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes mitverdienen durfte die Gnaden unserer Erhebung zur Kindschaft Gottes.

Es ist uns Glaubenssatz, daß Christus allein die Ursache unserer Erlösung ist. Er bezahlte den Preis unserer Rettung voll und ganz. Weder Ma-

ria noch irgend ein anderer Mensch kann Jesu Kreuzverdienste noch verdienstvoller machen. Christi Verdienste sind unendlich in ihrer Kraft, jeden einzelnen Menschen zu erlösen.

Maria war jedoch vorerwählt, des Neuen Adams Gehilfin im Werke der Erlösung zu sein. Das hatte schon St. Irenäus in der nachapostolischen Zeit gelehrt. Da sie vorerwählt war von Gott, wurde sie auch vorerlöst. Ihre Mutter, St. Anna, empfing das Kind Maria, und das Kind Maria blieb unbefleckt vom Stachel der Erbsünde, unberührt von Satans Frucht, seit dem allerersten Augenblick ihres Daseins. Durch Gottes Gnade „gleichartig" an Heiligkeit dem Erlöser, sagte sie im Namen der Menschheit, als zweite Eva, ihr Jawort zur Fleischwerdung und zu allem, was der Fleischwerdung folgen und an ihrem Sohn geschehen sollte.

Unter dem Kreuz gab sie ihr letztes Jawort. Ihr Sohn, der ja doch in gewisser Hinsicht ihr gehörte, war Er doch ihr Fleisch und ihr Blut, opferte sich selbst für unsere Sünden. Und Maria opferte Ihn von sich aus und im Namen der Menschheit mit: Nimm hin, o himmlischer Vater, diese unbefleckte Opfergabe, die ich Dir darbringe für die Sünden der Welt!

Unterm Kreuze voll der Schmerzen, weinend aus betrübtem Herzen, gab sie ihren Sohn dahin!

Christi Gehilfin und Christi Genossin haben die Alten Maria genannt. Christi Schicksalsgenossin.

Christus hat unser Schicksal gewirkt, vom Bösen zum Guten und zum Heiligen. Und Christus hat getragen das Kreuz des Schicksals, das eigentlich uns hätte treffen sollen. Der Mutter des Herrn wurde jedoch die Gnade zuteil, ja sie wurde eigens dazu von Gott erschaffen, wie die Urkirche lehrt, als zweite Eva mit Christus unser Schicksal vom Bösen zum Guten mitzuwirken. Und es wurde ihr auch die hohe Gnade zuteil, mitzutragen mit ihrem Erlösersohn als Mutter der sieben miterlösenden Schmerzen das Kreuz, das da erlöst vom Schicksal des ewigen Lebens ohne Gott, ohne Begnadigung, ohne Glückseligkeit, ohne jedes Hoffen auf Erlösung vom Zorn der Strafe.

An all diese Dinge denkt die Kirche am Schmerzensmutter-Freitag des Monats September. Und sie betet: „Nachdem, o Jungfrau, dein Jesus den Geist aufgegeben hatte, hat die grausame Lanze, die Seine Seite öffnete, Seine Seele keineswegs getroffen, wohl aber deine Seele hat sie durchbohrt. Denn Jesu Seele war nicht mehr dort – deine Seele aber konnte sich in keiner Weise von dort losreißen." (St. Bernhard).

Wie sollen wir ihr für diese Leiden, um unserer Sünden willen getragen, danken?

„Heil'ge Mutter, drück die Wunden, die dein Sohn am Kreuz empfunden, tief in unsre Seelen ein!" Dir wurden sie in die Seele gebrannt wie keinem anderen – darum wirken sie auch bei Gott so hoch begnadend alle Kinder Evas. Drück auch uns ins Herz und ins Gewissen Jesu erlösenden Schmerz: Und bitt für uns, auf daß auch wir betreten den Weg des Kreuzes, und also würdig werden der Verheißungen Christi! –

Kommt her und schaut

Kommt her und schaut, wer mehr gelitten hat,
Sie oder ihr!

— — — — — — — — Die Worte fand ich
An einem Sommermorgen, als ich wund und scheu
Die Einsamkeit gesucht, in einem Kirchlein,
Droben im Wald, schlicht gestickt,
Verstaubt und kaum zu lesen unterm Bilde der Kreuzabnahme,
Von einem frommen Meister nach altem Brauche
Recht und schlecht gemalt.
Die Worte gruben tief sich mir ins Herz
Und wischten leicht den eigenen Schmerz und Kummer aus.
Wer war wohl die, die diese Worte
Schlicht mit Seidenfäden ins Täfelchen gestickt?
War's eine, die alles Leid der Welt durchfühlt,
War's eine, die viel geliebt und der viel Vergebung ward?
Wer immer du auch warst, ich danke dir
Für diese schlichten Worte:
Kommt her und schaut, wer mehr gelitten hat,
Sie oder ihr!

K. M.

St. Pius X.

Ein Genie des Herzens



Zum Fest Papst Pius X. am 3. September

Als Guiseppe Sarto, der Sohn des Gemeindedieners aus Riese und als Pius X. von 1903 bis 1914 oberster Hirte der katholischen Kirche am 20. August 1914, kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der seinem Herzen den tödlichen Stoß versetzt hatte, auf dem Sterbebette lag, war eines seiner letzten Worte: „Gerne würde ich mein Leben geben, um die schreckliche Geißel aufzuhalten."

Die Londoner „Times", ein gewiß unverdächtiger Zeuge, schrieb nach dem Tode des Papstes: „Wer immer aufrichtige Heiligkeit in Ehren hält, wird die Trauer der katholischen Kirche um ihren Oberhirten teilen. Die Politik Pius X. hat manche Kritiker gefunden, nicht nur außerhalb der von ihm regierten Kirche. Aber niemand hat je die durchsichtige Ehrlichkeit seiner Überzeugung in Frage gestellt, noch seinen priesterlichen Tugenden Verwunderung versagt. Er lehrte, wie einer der Gewalt hat, und er konnte mit Nachdruck Gehorsam verlangen. Aber die römische Kirche betrauert in ihm mehr als einen heiligmäßigen Priester und guten Bischof. Sie beweint einen großen Papst!"

Ende Juli 1903 reiste der Erzbischof und Patriarch von Venedig, Guiseppe Sarto, aus der Lagunenstadt ab, um im vatikanischen Konklave den Nachfolger Leo XIII. zu wählen. Er trug die Rückfahrtkarte in der Tasche; aber diese wurde nicht mehr benutzt. In den sechs ersten Wahlgängen hörte Sarto zunächst fünf, dann zehn, ja 21, 24 und 27 mal seinen Namen wie ein Todesurteil. Bleich und zitternd beschwor er alle, von ihm abzusehen: „Ich bin unwürdig, unfähig und der Last nicht gewachsen." Nach dem siebten Wahlgang aber nahm er endlich die Last des Papsttums auf sich mit den Worten: „Ich nehme die Wahl wie ein Kreuz an." Fortan lebte er nurmehr seinem Wahlspruch: „Omnia instaurare in Christo, alles in Christus erneuern!"

Der „Landpfarrer" und der „Jüngling"

Guiseppe Sarto, der größte Reformpapst seit Pius V. und diesem an Heiligkeit des Wesens und Eifers für die Reinerhaltung der Lehre verwandt, blieb auch als Papst der einfache und bescheidene Priester und Seelsorger, der er immer war. So kam es, daß man in manchen diplomatischen Kreisen von ihm als dem „Landpfarrer" sprach, der sich noch dazu in dem erst 38jährigenSpanier Merry del Val einen „Jüngling" zum Kardinalstaatssekretär berief. Auf Pius X. läßt sich in vollendeter Weise das Wort Pascals anwenden: „Das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt." Wenn dieser Pius-Papst auch ein ganz und gar „religiöser" Papst war und für die Politik wenig Neigung zeigte, so hat er doch durch seine Reformen die Kirche

neugestaltet wie wenige seiner Vorgänger.

Hirte und Lehrer

Seine innerkirchliche Hirtensorge galt vor allem der Reinerhaltung der Glaubenslehre. Mit einem „Syllabus“ genannten Dekret vom Juli 1907 führte er den entscheidenden Schlag gegen den Modernismus als das „Sammelbecken aller Häresien“, und seine Modernisten-Enzyklika „Pascendi“ erregte die Aufmerksamkeit der gesamten Welt. Für viele Zweige des kirchlichen Lebens erließ Pius X. neue Gesetze: Neuordnung der Papstwahl, Vereinheitlichung und Kondifizierung des Kirchenrechts, was später zur Herausgabe des „Codex iuris canonici“ führte; Reform der römischen Kurie durch Vereinfachung der Verwaltung, Festlegung der gebotenen Feiertage usw.

Alle Maßnahmen dieses Papstes tragen das Kennzeichen der Güte und Schlichtheit seiner Person. Wo es aber um Christus und die Kirche ging, da konnte dieser demütige Pius mit heiliger Entschiedenheit sprechen und auftreten.

Der „eucharistische“ Papst

Unter diesem Namen lebt Pius X. im gläubigen Volk. Er hat seine Herde wahrhaft mit dem Herzen gehütet und wird nicht ohne Grund ein „Genie des Herzens“ genannt. Die liturgische und sakramentale Welt, die Glaubensverkündigung und die Erneuerung der Herzen waren seine besonderen Anliegen. Er fühlte sich, Papst geworden, als „Pfarrer der ganzen Erde“, der seine seelsorgerischen Erkenntnisse der gesamten Welt nutzbar machen wollte. Immer ist dieser Papst zu allererst Seelsorger, begnadeter Priester. Der Förderung des religiös-kirchlichen Lebens galt insbesondere sein bekanntes Dekret über den öfteren und täglichen Empfang der heiligen Kommunion, sowie die damals Aufsehen erregende Herabsetzung des Alters für die Kinderkommunion auf sieben Jahre.

Reich und arm zugleich

Pius X. hat niemals einen persönlichen Feind gehabt. Alle Welt sah und erkannte seine großen priesterlichen Tugenden, seine unermüdliche Tätigkeit und Pflichterfüllung und die reine Lauterkeit seines Wollens. Seine Güte, Schlichtheit und die Liebe zu den Armen gewannen ihm die Herzen aller, die ihm nähergetreten waren.

In seinem Testament schrieb er: „Arm bin ich geboren, arm habe ich gelebt, arm will ich sterben.“ Er wollte kein prunkvolles Grabmal und wünschte, nicht einbalsamiert zu werden. In den Grotten von St. Peter wurde er an schmuckloser Stätte beigesetzt. Sein Nachfolger aber ließ ihm ein würdiges Denkmal setzen im Petersdom, wo Pius X. am 3. Juni 1951 zur Ehre der Altäre erhoben ward.

Auf seinem Grabe steht die Inschrift: „Papst Pius X., reich und arm zugleich, sanft und demütig von Herzen, fester Verteidiger des katholischen Glaubens, bestrebt, alles in Christus zu erneuern!“

Als ich das Kräuterbüschel zur Kirche trug

von Rochus Dörrer

In der Stille eines Schwarzwalddorfes waren zu meiner Zeit kirchliche Feste immer ein besonderes Ereignis. Sie hatten vor allen anderen Festen den Vorrang, wie es sich auch gehört und auch heute sein sollte. Das Maria Himmelfahrtsfest, zur Ehre und zum Lobe der Himmelskönigin zwischen dem verklingenden Sommer und nahenden Herbst stets festlich begangen, steht in leuchtender Erhabenheit vor meiner Seele. Ich meine, es sei erst gestern gewesen, daß ich den von meinem Vater kunstvoll gebundenen — Kräuterbüschel — (Gridderbusch) freudestrahlend in die Heimatkirche trug. Und doch sind etliche Jahrzehnte dahingegangen, seit ich letztmals dieses Glück empfand. Aber auf den heimatlichen Fluren wachsen noch dieselben Kräuter wie damals und, Gott sei Dank, der schöne Volksbrauch in seiner tiefen religiösen Sinndeutung besteht auch heute noch, und die Dorfkinder tragen ebenso wie ich damals am Muttergottestag ihre schmucken Kräuterbüschel in die Dorfkirche, damit sie vom Priester gesegnet werden.

Gut zehn Tage vor dem Himmelfahrtstag zeigte mir der Vater beim Grasholen auf dem Felde die aufrecht im Stoppelfeld stehende Wetterkerze, die schlank und rank zum Himmel emporstrebte. Er tat dies so freudvoll, so voll Ehrfurcht, weil er diese Wetterkerze gerne auf dem abgeernteten Kornacker stehen sah. Die Wetterkerze! Eine prachtvolle Pflanze im weiten Herrgottsgarten. Das gläubige Bauernvolk

hatte sie dazu erkoren, im Weihbüschel des Himmelfahrtsfestes die Herzblume zu sein. Mit großer Bedachtsamkeit trug ich sie heim und stellte sie im „Kerr“ in einen mit Wasser gefüllten Holzkübel. Da ich aber auch für die Großeltern, für den „Pfeddrig“ und für den Nachbarvetter einen Kräuterbüschel weihen lassen mußte, hatte ich die Aufgabe, weitere Wetterkerzen zu suchen. Im Keller kamen Tag für Tag neue Pflanzen und Kräuter hinzu, bis ich eben alle beisammen hatte, die ein richtiger Kräuterbüschel enthalten muß. Da nenne ich das Tausendguldenkraut, die Muttergottesschühle, das Schafgarbenkraut, die Kamille, das Heidekraut, die verschiedenen Arten von Dahlien, die Gladiolen und etliche andere Kräuter.

Am Vorabend des Muttergottesfestes setzte sich mein Vater im Hof auf den Dengelstein, er musterte zuerst kritisch all die gesammelten Kräuter und Blumen, die Wetterkerze immer zuerst. An ihr muß mein Vater offenbar seine Freude gehabt haben, er hielt sie vor sich, so wie er das in seiner Werkstadt mit einem gefertigten Gegenstand tat. Wohl hatte mein Vater schwere und schwielige Hände, doch wie feinfühlend nahm er Blume um Blume, Kräutlein um Kräutlein und flocht sie kunstvoll zusammen. Studierte Stadtherren hätten sich fein gewundert, wenn sie so einen raubautzigen Dorfschmied beim Blumenbinden auf dem Dengelstein gesehen hätten. Ihm erschien das Kräuterbüschelbinden als ehrenvolle Festaufgabe. So schwer er an diesem Tag auch geschafft haben mochte, er freute sich richtig an dieser Arbeit am Feierabend, und die anerkennenden Worte einiger Nachbarn fanden in seinem Herzen einen guten Widerhall. Das Kräuterbüschelbinden zur Feierabendstunde erschien mir wie eine stimmungsvolle Einleitung zum Muttergottesfest andern Tags.



Du Feine, Du Reine
Du Himmelgekrönte
bitt' für uns!

Himmelfahrtstagmorgen!

Strahlender Sonnenschein über Dorf und Bergen. In der Frühe trottete das Vieh zum Brunnen, ihr Muhen vermischte sich mit dem Erstgeläute vom Kirchturm. Dann stand der Dorfbub in der Stube parat, wartend, bis ihm der Vater den duftenden Kräuterbüschel in den Arm legte und sagte: „So Bub, geh' in Gottsnamen und laß ihn weihen!“ Aus allen Gassen kamen die kräuterbüscheltragenden Dorfkinder, um beim festlichen Glockengeläute zur Dorfkirche zu wallen.

Der alte Hauptlehrer stand gewöhnlich vor dem Haupteingang zur Kirche und hatte seine helle Freude am Blumen-Kräuter-Korso der Dorfjugend. Da konnte er immer so fein lächeln, fast noch schöner, als wenn er uns Dorfschulkinder in den Heidelbeerferien beim Beerenpflücken, Jauchzen und Scherzen beobachtete. Ein Wald von duftenden Blumen und Kräutern baute sich dann vor dem Hochaltar auf, die vielen Wetterkerzen aber ragten wedelnd zum Chor empor, etwa so wie die Wettermannen im heimatlichen Wald. Wir Dorfbuben wußten auch ganz genau, daß der Kirchleute Blick besonders den Wetterkerzen galten.

Unser lieber Dorfpfarrer hatte an den vielen schönen Kräuterbüscheln, die zu Mariens Lob und Ehre in die Kirche getragen und nun von seiner priesterlichen Hand geweiht wurden, eine große Freude. Andachtsvoll hielten wir während der Weihehandlung aus, obwohl mancher Dorfbub müde wurde. Während den Weihegebeten präludierte unser alter Hauptlehrer an der Orgel zum Lobe der Himmelskönigin, in den Kirchenbänken aber warteten die Leute auf den Augenblick, bis er fein das Lied anspielte: „Es blüht der Blumen eine auf ewig grüner Au . . .“ Ich hörte immer ganz deutlich, wie sogar der alte Mesner vorn im Chorstuhl ziemlich laut mitsang.

Kardinaele der Kirche

Ernesto Kardinal Ruffini — Erzbischof von Palermo

„Er behauptet sich standhaft"

Anfang Januar 1951 lud der Erzbischof der sizilianischen Hauptstadt Palermo die italienischen Journalisten zu einer Pressekonferenz in sein Palais. „Man muß ein Beispiel der Schnelligkeit und des guten Willens geben" — erzählte er ihnen, als er ausführlich über seine Pläne berichtete, das furchtbare Wohnungselend in Palermo zu lindern. Wenige Tage zuvor hatte er von der Kanzel seiner Kathedrale aus zum Bau eines Dorfes für die Ärmsten der Bischofsstadt aufgerufen. Um den Diözesanen ein Beispiel zu geben, wurden aus kirchlichen Mitteln der Baugrund und ein Betrag von zwei Millionen Lire zur Verfügung gestellt. „Palermo ist durch den Adel seiner Geschichte und den Ruhm seiner Tradition die Hauptstadt der Insel" — so lauteten die Worte des Oberhirten. — „Palermo ist aber auch die Stadt, in der eine große Zahl von Armen wohnt. Palermo muß die Hauptstadt der Liebe werden!"

Erzbischof Ruffinis Ruf verhallte nicht ungehört. Schon im Februar übergaben die Sprecher der sizilianischen Behörden ihm einen Betrag von eineinhalb Millionen Lire für sein geplantes Dorf. Spenden aus allen Schichten der Bevölkerung liefen ein. Die Bauarbeiten wurden alsbald in Angriff genommen. Bereits im Mai 1951 konnte Erzbischof Ruffini den 60. Jahrestag der Sozialenzyklika „Rerum novarum" dadurch begehen, daß er auf dem Bauplatz den Grundstein zur Kirche, zur Caritas-Zentrale und zur Schule „seines" Dorfes weihte und daß er neben Palermo auch in der Stadt Messina die Initiative zur Errichtung von 700 Wohnungen für Bedürftige gab. „Die Pflicht meines bischöflichen Amtes ist es, den Armen des Volkes zu Hilfe zu kommen" — das waren Erzbischof Ruffinis Worte beim Beginn des zweiten Bauabschnittes in Palermo. Im Januar 1952 erfolgte dann die Einweihung des Armendorfes zwischen Pallavicino und San Lorenzo bei der Bischofsstadt. Es wurde, auf Anweisung der städtischen Behörden und unter der lebhaften Zustimmung der dankbaren Bevölkerung „Villagio Cardinale Ruffini", „Kardinal-Ruffini-Dorf" genannt. Eine zweite, ähnliche Siedlung wurde inzwischen vollendet.

Das Bemühen des Erzbischofs von Palermo um den sozialen Wohnungsbau stellt nur einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten Felde seiner caritativen Tätigkeit dar. Vom Anfang seines Wirkens in der sizilianischen Hauptstadt an hat gerade sie weitgehend seine bischöfliche Regierungszeit bestimmt. Die furchtbaren sozialen Mißstände auf der Insel Sizilien zu beheben, steht zwar außerhalb seiner Möglichkeiten. Den Verantwortlichen aber ihre sozialen Pflichten einzuschärfen, der Öffentlichkeit Wege zur Verwirklichung der katholischen Soziallehre zu weisen und den Notleidenden in jeder nur möglichen Weise zur Seite zu stehen — das war von der ersten Stunde an Erzbischof Ruffinis oberhirtliches Ziel. Es zu verwirklichen, schrieb er seine vielerörterten Hirtenbriefe, organisierte Hilfsmaßnahmen für die Arbeitslosen, stellte er einen Teil seines Palais als Klinik für die Armen zur Verfügung, gründete er Caritas-Büros. Es mutig vorzuleben, scheute er sich nicht, auf einer Visitationsreise ohne Begleitung zum Hauptsitz sizilianischer Banden zu gehen und dort die Freigabe von Geiseln zu fordern und zu erreichen.

Seit Dezember 1945 wirkt Erzbischof Ruffini segensreich als Oberhirte von Palermo und Metropolit der sizilianischen Kirchenprovinz. Damals berief ihn Papst Pius XII. auf diesen schwierigen Posten, nachdem sich der Oberhirte zuvor als hervorragender Wissenschaftler und Mitarbeiter der römischen Kurie vielfach bewährt hatte. Der Kardinal von Palermo stammt aus dem Norden Italiens. Seine Vorfahren waren aus Südtirol in das Dorf San Benedetto Po bei Mantua gezogen. Dort wurde Ernesto Ruffini am 19. Januar 1888 geboren. Im Seminar der alten Gonzaga-Stadt Mantua, in der Pius X. von 1885 bis 1894 als Bischof gewirkt hatte, erhielt er seine priesterliche Ausbildung. Studien in Mailand ergänzten das wissenschaftliche Rüstzeug des jungen Theologen. Am 10. Juli 1910 wurde Ernesto Ruffini zum Priester geweiht.

Neigung und Begabung schienen ihn zur wissenschaftlichen

Laufbahn zu bestimmen. Die Vorgesetzten schickten den Neupriester deshalb für drei Jahre zu weiteren Studien an das Päpstliche Bibel-Institut nach Rom. Die theoretische Ausbildung konnte Ruffini anschließend durch längere Forschungsreisen nach der Türkei, Griechenland sowie nach Ägypten, Palästina und Syrien ergänzen. Bis zum Jahre 1929/30 wirkte Professor Ruffini dann am Römischen Seminar und am Kolleg der Propaganda in Rom. Theologen aus allen italienischen Diözesen und aus allen Missionsländern und Erdteilen durfte er in diesem Zeitraum in die Bibelwissenschaft einführen und ihnen das Wissen um die Heilige Schrift vermitteln. Zahlreiche Veröffentlichungen berichteten dem Klerus und den Wissenschaftlern von Professor Ruffinis Schaffen.

Gleichzeitig vertraute man ihm eine Reihe verantwortungsvoller Aufgaben an. Er wurde Konsultor bei der Kongregation des Heiligen Offiziums und Berater bei der Päpstlichen Kommission für die biblischen Studien. Man ernannte ihn zum Mitarbeiter im Amte der Bücherzensur im Heiligen Offizium. 1928 schließlich erhielt Professor Ruffini die Berufung zum Sekretär der Kongregation für die Seminarien und Universitäten — jener Behörde, welcher Pius XI., der Wissenschaftler auf dem Papstthron, seine besondere Sorge zuwandte. An dem wichtigen Erlaß Pius XI. vom Jahre 1931 über die Studienreform (Konstitution „Deus scientiarum" war Ruffini maßgeblich beteiligt.

Auch andere vatikanische Behörden wußten sich das Wissen und die Erfahrung Monsignore Ruffinis zu sichern. Seit 1929 verwandte ihn die Konsistorial-Kongregation als Berater; bald darauf arbeitete er auch in der mit dem Staatssekretariat eng

Jede Gemeinde sollte den größten Fleiß anwenden, damit sie mit einem frommen und wohlerfahrenen Lehrer möge versehen sein, zumal ein solcher den größten Nutzen schaffen kann. Darum pflegte der große König Alexander zu sagen: er wäre seinem Lehrmeister Aristoteles mehr als seinem Vater Philippo schuldig, weil er von diesem nur das Leben, von jenem aber die Art und Weise, recht zu leben, empfangen hätte.

Abraham a Santa Clara

verbundenen Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten als Konsultor mit. Der Kardinalstaatssekretär — damals Eugenio Pacelli — nahm ihn in seinem Gefolge zum Eucharistischen Kongreß 1934 nach Buenos Aires mit und vermittelte ihm so die Gelegenheit, das religiöse, kirchliche Leben Südamerikas kennenzulernen. 1931/32 versah der einstige Professor für Bibelwissenschaft außerdem das Ehrenamt des Rektors der päpstlichen Lateran-Universität.

Die Erschließung der wissenschaftlichen Ergebnisse für die Seelsorge war stets ein Anliegen dieses priesterlichen Gelehrten gewesen. Es fand 1944 auch darin Ausdruck, daß er die religiös-wissenschaftliche Vereinigung für Mediziner, die Sankt-Lukas-Gilde, in Italien ins Leben rief und über alle Teile des Landes ausbreiten half. Dem gleichen Ziele einer engen Verbindung zwischen Wissenschaft und Seelsorge dienten auch die verschiedenen Veröffentlichungen über sein engeres Fachgebiet, die Bibelwissenschaft.

1945 schließlich durfte sich Monsignore Ruffini ganz der seelsorglichen Tätigkeit hingeben. Der bisherige Erzbischof von Palermo, Kardinal Lavitrano, wurde in ein Amt an der Kurie berufen. Zu seinem Nachfolger als Metropolit von Sizilien und das Haupt der 700,000 Seelen zählenden Erzdiözese Palermo bestimmte Pius XII. Monsignore Ruffini. Am Feste der Unbefleckten Empfängnis 1945 erfolgte die bischöfliche Weihe. Wenige Wochen darauf sprach der Papst die Ernennung Erzbischof Ruffinis zum Kardinal aus. 1950 ehrte er ihn außerdem durch die Berufung zum Päpstlichen Legaten beim Eucharistischen Kongreß Argentiniens in Rosario. Als Kardinal-Legat kehrte so Erzbischof Ruffini wieder nach Latein-Amerika zurück, das er vor Jahren als Begleiter des jetzigen Papstes kennengelernt hatte. In großen Kundgebungen sprach er zu den Hunderttausenden von Teilnehmern des Kongresses im „Unabhängigkeitspark" von Rosario. Am Schlußtag weihte er auf dem weiten Festplatz Priester aus den verschiedenen Diözesen des Landes.

Im jahrelangen Wirken für die Weltkirche wie in seiner segensreichen Tätigkeit für die ihm anvertraute Erzdiözese Palermo hat sich Kardinal Ruffini als treuer Dolmetscher der Päpste und als ein den Aufgaben der Zeit gewachsener Seelsorger erwiesen. Was er 1951 von den Gliedern der Katholischen Aktion seiner Erzdiözese forderte, das versucht er in Wort und Beispiel, selbst vorzuleben: die Botschaft der Kirche bis in das letzte und ärmste Dorf hineinzutragen.

Das Wort von oben

von H. Christoffel

Der Dichter hatte von der Direktion des Stadttheaters einen Brief bekommen: „Ihr uns eingereichtes Schauspiel ist angenommen. Es soll noch in dieser Spielzeit zur Aufführung gelangen. Wir bitten Sie, sich in den nächsten Tagen bei uns einzufinden, damit wir die Einzelheiten noch besprechen können."

Der Dichter schwelgte in Glück, wie es wohl alle Dichter tun, die solche oder ähnliche Briefe erhalten. Gleich am nächsten Tage zog er seinen besten Rock an — der kein guter war — und begab sich zur Direktion. Der Direktor kam ihm mit freundlicher Begrüßung entgegen, nannte sein Stück ein Meisterwerk der Volksdichtung und kündigte den größten Theatererfolg an, den man seit Jahren erlebt habe. Dann sah man sich das Manuskript gleich ein wenig durch, weil gerade Zeit und Gelegenheit war. Der Direktor hatte sich beim Lesen einige Anmerkungen gemacht. Hier schien ihm eine kleine Änderung nötig, dort eine Kürzung. Der Dichter ordnete sich bescheiden den Vorschlägen des Theatermannes unter.

Da stießen sie weiterblätternd auf den Schluß des zweiten Aktes. Hier hatte sich der Direktor wieder eine Anmerkung gemacht.

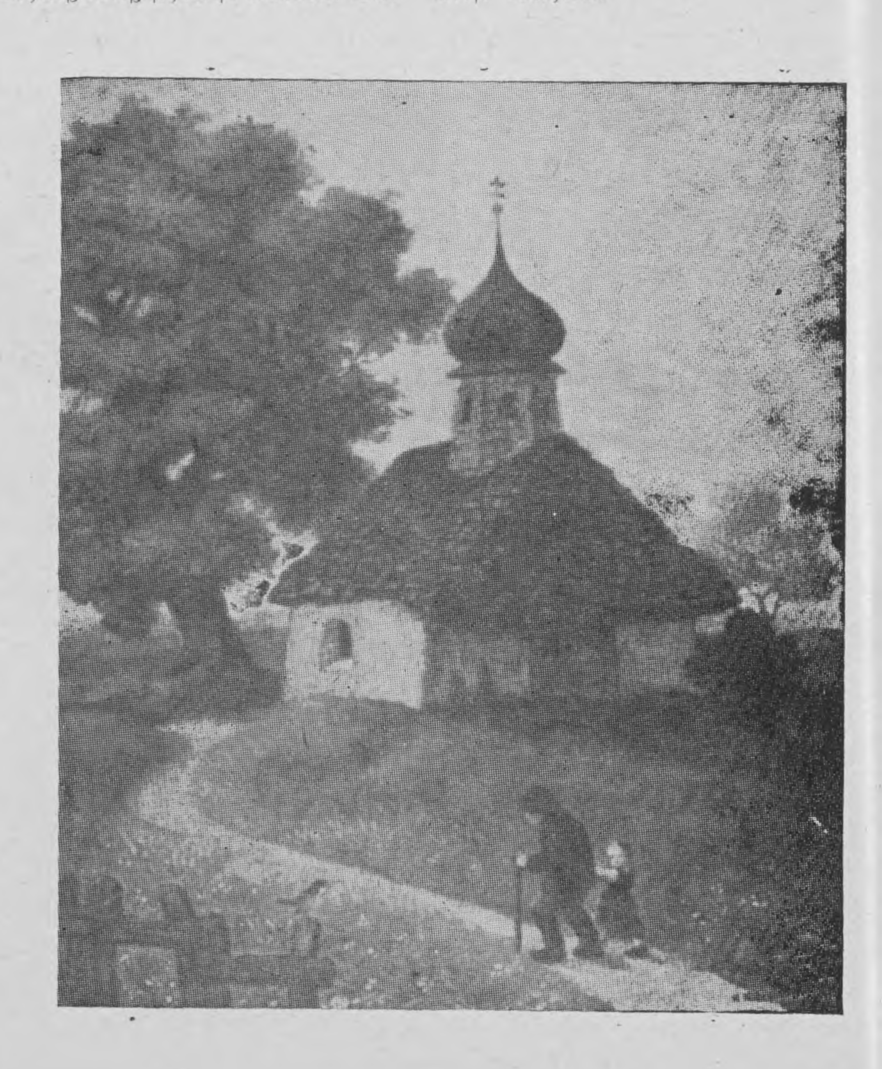
„Ja, richtig", sagte er. „Sehen Sie, hier endet ein Akt damit, daß der Müller, der auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes in die Stube kommt, die Stube betritt und das Kreuz schlägt: Im Namen des Vater, des Sohnes und des Heiligen Geistes. — Ich verstehe, was Sie meinen. Er tritt in die vornehme Wohnung, aber er vergißt nicht, dem Brauch seines Dorfes treu zu bleiben. Sehr gut. Das kennzeichnet den Mann sogleich und macht für ihn Stimmung. Aber trotzdem würde ich sehr raten, diesen Aktschluß zu ändern. Unser Publikum liebt dergleichen nicht. Sie kennen unser Publikum zu wenig."

Der Dichter überlegte einen Augenblick lang. Dann sagte er bestimmt:

„Nein, Herr Direktor. Dieser Schluß muß schon so bleiben. Daran kann ganz und gar nichts geändert werden."

„Aber lieber Freund", wollte der Direktor lächelnd begütigen, „an diesem Kreuzzeichen kann Ihnen doch nicht gar so viel gelegen sein, und ich sage Ihnen, dem Geschäfte schadet es."

„An diesem Kreuzzeichen liegt mir viel, liegt mir alles, und das Geschäft ist mir nicht so sehr maßgebend", sagte der Dichter in einem Ton, der andeutete, daß dies sein letztes Wort war und mit ihm weiter über diese Sache nicht gesprochen werden konnte. So blieb denn dieser Aktschluß ungeändert, wenngleich der Direktor mißbilligend und offensichtlich verstimmt den Kopf schüttelte. Sie haben doch wirklich alle ihre Launen, diese Dichter!



An dem gleichen Tage, ja fast zur selben Stunde hatte der Schauspieler Felix Prantner ein seltsames Erlebnis. Er ging eben in seiner Studierstube auf und nieder und nahm eine alte Rolle, die er demnächst wieder einmal spielen sollte, Szene für Szene durch, da läutete jemand an seiner Wohnungstüre. Er hörte den Diener öffnen, er vernahm einen kurzen Wortwechsel, dann kam der Diener und meldete, es seien zwei Kinder draußen, die den gnädigen Herrn zu sprechen wünschten, zwei Kinder in ländlicher Kleidung, und sie hätten einen Brief an den gnädigen Herrn. Der Schauspieler war ein wenig verstimmt über die Störung, vermutete eine der häufigen Betteleien, gab dem Diener eine kleine Geldnote und befahl ihm, die Kinder damit abzufertigen. Wieder wurde draußen störendes Stimmengemurmel laut, der Diener kam zurück: Nein, das gehe nicht, die Kinder seien nicht loszubringen, sie hätten ihren Brief an den gnädigen Herrn abzugeben.

Der Schauspieler warf sein Buch auf den Tisch. Also dann herein mit den Kindern, wenn es schon sein mußte.

Gleich darauf schoben sie sich zur Türe herein. Voran ein Knabe, etwa sechsjährig, dann von ihm gezogen, ein ängstliches, kleines Mädchen. Beide rotwangig und fest, gesund und blond, ländlich und älperisch gekleidet. Der Diener, der ihnen folgte, musterte sie frech und mißtrauisch. Kaum waren die Kinder im Zimmer, so suchte der Knabe am Türpfosten und an der Wand daneben etwas. Was er suchte, war bald klar, denn als er es nicht fand, das Weihbrunnkeßlein, begnügte er sich damit, mit trockenem Finger sich selber und dem Schwesterlein das Kreuzeszeichen auf Stirne, Mund und Brust zu machen. So, nun erst waren sie wirklich da. Der Diener lächelte hämisch. Jetzt sah der Knabe den Mann an, in dessen Stube er stand, nestelte aus der Innentasche seiner Lodenjoppe ein arg verknittertes Papier und reichte es dem Schauspieler hin. Es war ein Brief. Auf dem Umschlag stand des Schauspielers genaue Adresse mit ungeheuren, ungeschlachteten Buchstaben aufgemalt.

Der Schauspieler erbrach den Brief, trat ans Fenster, zog das Papier hervor, das in dem Umschlag steckte, und begann die Schrift zu enträtseln, was einige Mühe kostete, denn dieses Schreiben sprach aller Schön- und Richtigschreibekunst Hohn. Aber je weiter der Schauspieler las, desto mehr geriet er in Erstaunen, bis ihn die Buchstaben, die ohnedies keine sonderliche Standfestigkeit aufwiesen, sondern sich kreuz und quer überschlugen, völlig vor den Augen zu tanzen begannen. Ja, war denn das möglich, was hier stand? War denn das überhaupt denkbar? Diese beiden Landkinder da sollten sein Neffe und seine Nichte sein? Der Brief kam von einer gewissen Anastasia Mödlagl, einer „mitleidigen Nachbarin“, wie sie sich selber nannte. Also, diese mitleidige Nachbarin sendete die beiden Schwesterkinder dem Herrn Felix Prantner zu, dieweilen er der einzige lebende Anverwandte der beiden Waisenkinder sei! Sie seien die leiblichen Kinder der vor wenigen Tagen gestorbenen Schwester des gnädigen Herrn, Theresia Viktringer, geborene Prantner, welche mit dem Postbediensteten Alois Viktringer verehelicht gewesen sei, der aber im Kriege gefallen sei. Und es sei völlig ein arger Jammer, wie allein diese beiden Waislein in Innsbruck dastünden, ganz ohne Anverwandte. Und sie, die mitleidige Nachbarin, habe es der Theresa Viktringer auf dem Totenbett versprochen, daß sie die beiden Kinder zu dem Onkel senden werde, der ja ein vornehmer Herr sei und von dem immer in der Zeitung zu lesen stehe. Er werde als

BETEN IST EINE LEBENSFORM

Beten kann man überall. Auf der Straße, in der Bahn, im Büro, im Laden, in der Schule ebenso gut wie in der eignen Stube oder inmitten einer Kirche voller Menschen. Weder Ort noch Zeit noch Stellung sind vorgeschrieben.

„Denke an Gott öfter als du Atem holst“, sagt der Stoiker Epiktet. Um eine Persönlichkeit wirklich zu formen, muß das Gebet zur Gewohnheit werden. Es ist sinnlos, am Morgen zu beten und dann den ganzen Tag über herzlos und grausam zu sein.

Recht beten ist eine Lebensform; recht leben ist eine Form von Gebet. Wir können nicht alle so schöpferisch im Gebet sein wie die heilige Theresia oder Bernhard von Clairvaux, die beide ihre Inbrunst in Worten von mystischer Schönheit ergossen. Zum Glück bedürfen wir ihrer Beredsamkeit nicht; unser geringster Impuls zum Gebet wird von Gott anerkannt. Selbst unser dürftigstes Lobgestammel ist ihm annehmbar, und er überschüttet uns mit stärkenden Beweisen seiner Liebe.

Hermann Bechen: Die Macht des Gebetes

der einzige Verwandte die Kinder sicher gut aufnehmen. Denn sie, die mitleidige Nachbarin, sei selber arm und habe mit drei eigenen Kindern ihre liebe Not. In Gottes Namen also möge der gnädige Herr sich der Kinder annehmen, die Vater und Mutter verloren hätten. Und mit vielen Handküssen danke sie ihm dafür, die ergebene Anastasia Mödlagl, die mitleidige Nachbarin . . .

Der Schauspieler blickte über das Papier weg auf die beiden Kinder hin, die unbeweglich bei der Türe standen. Der Knabe hielt das Mädchen an der Hand, und beide sahen mit großen, klaren Augen auf den Mann, der den Brief der Nachbarin las, und warteten, was jetzt geschehen werde. Um Zeit zur Überlegung zu gewinnen, tat der Schauspieler, als lese er noch immer in dem Briefe. Ja, es stimmte. Er hatte eine um vieles jüngere Schwester Theresia gehabt. Sie war noch ein kleines Schulmädchen mit Hängezöpfen, als er das Elternhaus verließ. Er hatte sie niemals wiedergesehen. Bald darauf war die Mutter gestorben; das erfuhr er, während er eben mit einer Gastspieltruppe nach Amerika reiste. Als er zurückkam, blühten schon die Blumen auf dem Grabhügel, und die Schwester war, so hieß es, mit einer Freundin auf das Land gezogen. Anfangs hatte es ihn ein wenig gekränkt, daß sie niemals etwas von sich hören ließ. Sein Name wurde doch in den Zeitungen oft genug genannt, und seine Adresse hätte sie ohne Schwierigkeit erfahren können. Aber dieses kleine Mädchen empfand wohl auch jenes geringschätzige Mißtrauen gegen seinen Stand, das sie ja daheim alle immer gehabt, am meisten der Vater, der schon längst tot war. Nun gut. Er hatte ja seinen Weg gemacht, er konnte zufrieden sein. Wenn die Seinigen nichts von ihm wissen wollten — er hatte keinen Grund, sich ihnen aufzudrängen.

Immer noch standen die beiden Kinder regungslos wartend da. Der Vater im Kriege gefallen, die Mutter gestorben. Beide sahen sie seiner Schwester ähnlich, die er ja nur als kleines Mädchen in Erinnerung hatte. Ja, so große, blaue Augen hatte sie auch gehabt, geradeso hatte sich ihr das blonde Haar ins Gesicht geringelt. — Aber was in aller Welt sollte er mit diesen Kindern nun beginnen? Wie stellte sich denn die mitleidige Frau Nachbarin das eigentlich vor!? Die meinte wohl, er werde die Kinder nun ganz einfach zu sich ins Haus nehmen. Als ob das so ohne weiteres ginge! Da hätte er doch eine größere Wohnung gebraucht, seine ganze Lebensweise wäre ihm über den Haufen geworfen worden. Vor allem wäre seine Ruhe gestört gewesen, die er so notwendig brauchte, um arbeiten zu können. Und überhaupt: Was würden seine Freunde dazu sagen? Was sollte aus den Gesellschaftsabenden werden? Nein, das ging natürlich nicht. Daran war ganz und gar nicht zu denken. Welche Sorgen doch der lächerliche Einfall solch einer Provinzlerin bringen kann! — Doch, stand in dem Briefe nicht, die Schwester habe auf dem Sterbebette gebeten, man möge die Kinder zu ihm senden? Ja, die hatte eben auch keine rechte Vorstellung von den Schwierigkeiten, die sie ihm damit bereitete. Überhaupt war es seltsam, daß sie, die sich so viele Jahre lang niemals um ihn gekümmert hatte, ihm jetzt plötzlich diese Last aufbürden wollte. Kurzum: Nein, das ging nicht. Es sah gewiß hart aus, aber hier war Härte am Platze. Nur in derlei wichtigen Entschließungen nicht weich und zaghaft sein! Niemand in der Welt konnte ihm ernstlich

Das Ja

Nun lehre, Herr, mich ein Gebet,
mich das Gebet,
daß ich es bete,
ob mir mein Herz dafür-
oder dagegensteht:

O Gott, Vater Gott, ich sag dir Dank. Dank, daß du bist und daß ich bin. Dankend nehm aus deiner Hand ich hin, ob gesund ich bin oder müd und krank. Und, Herr, mach, mach, daß ich ja sag zu hellem Tag und trüben Tag – Tag, ob er geben, ob er nehmen mag. Ja zu süßem und bitterem Brot – zu Ehre und Schande, Freude und Not. Ja zu Weg und Umweg: Sie sind vor dir, sind deine Vaterwege mit mir, ob ich versteh oder nicht versteh, ob Sinn ich seh oder nicht seh, ob leicht das Leben oder Last, nur Last . . . .

Mach, mach, Vater Gott, mach
daß ich in allem Weh und Ach,
daß ich – so lebensmüd und –
schwach – dir danke, daß du
mich erschaffen hast!

zumuten, daß er, ein Künstler, jetzt plötzlich seine Ruhe und Ungebundenheit einer Sentimentalität zum Opfer bringen sollte, kein Gesetz konnte ihn dazu verpflichten.

Jetzt hob er den Blick von dem Briefblatt, faltete es zusammen und warf es auf den Tisch. „Albert“, sagte er zu dem Diener, indem er ihm näher heranwinkte, „geben Sie acht, was ich Ihnen auftrage! Diese Kinder bleiben heute Nacht über bei uns. Das Fremdenzimmer wird für sie zurechtgemacht. Morgen früh bringen Sie die Kinder zur Bahn, lösen ihnen Fahrkarten nach Innsbruck und begleiten sie bis in den Waggon. Hier haben Sie Geld. Was übrigbleibt, geben Sie dem Knaben mit. Auch genügendes Essen müssen die Kinder auf die Fahrt mitbekommen. Haben Sie mich verstanden? Gut. Also, Kinder, ihr fahrt wieder heim. Ich kann euch nicht hier behalten, es tut mir recht leid . . . Lebt wohl . . .“ Eigentlich verspürte er Lust, sich ein wenig zu den Kindern hinzusetzen, mit ihnen zu plaudern, sie nach der Mutter zu fragen . . . Aber nur jetzt keine Sentimentalitäten! Mit einer kühlen Handbewegung entließ er sie und wendete sich ab.

Abends im Theater trat der Direktor vor der Vorstellung leutselig zu dem Schauspieler Prantner.

„Ein neues Stück habe ich erworben, ein Stück, sage ich Ihnen, lieber Prantner, da werden Sie schauen! Für Sie ist auch eine feine Rolle drinnen, passen Sie nur auf! In sechs Wochen müssen wir damit heraus sein, damit wir den Bombenerfolg noch vor Saisonschluß recht ausnützen können.“

Und wirklich waren sie in sechs Wochen mit dem Stück „heraus“. Es war fieberhaft daran gearbeitet worden. Jetzt saß alles, jetzt klappte alles wunderbar, und heute wurde die große Schlacht geschlagen. Auch wenn man auf den Bühnenbrettern schon lange daheim ist und sich das Lampenfieber schon längst abgewöhnt hat, so ist man an solchen Tagen immer ein wenig erregt.



Der Schweinefleischdieb

Der erste Akt schlug gleich so stark ein, daß der Sieg sicher war. Am Ende des zweiten Aktes kam der Schauspieler Prantner zum ersten Male auf die Bühne. Ein alter Müller tritt in eine vornehme Stadtwohnung, in der sich üble Dinge ereignet haben, in der gestern sein Sohn ermordet wurde, sein Sohn, der es längst nicht mehr war, der sich ihm entfremdet hatte . . . . Wie seltsam das war, daß in diese unreine, ungesunde Luft ein alter, biederer Landmann trat, an der Schwelle des Zimmers stehen blieb und dann, wie man auf dem Lande tut, wenn man ein Haus betritt, frommen Sinnes auf Stirn, Mund und Brust das Kreuz zeichnete: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. . .“ Wie seltsam das war! . . . Der Vorhang fiel.

Mächtig rauschte der Beifall auf. Der Dichter kam auf die Bühne, alle Darsteller kamen und verneigten sich. Nur der Schauspieler Prantner kam nicht. Er saß in seinem Ankleideraum auf einem Stuhl und hatte die Hände vor sich auf den Tisch gelegt. Es schien ihm, als sei er plötzlich unsäglich müde. Droben auf der Bühne ging der Vorhang immer noch in die Höhe, der Beifall nahm kein Ende. Der Regisseur klopfte an die Türe: Ob er denn nicht auch auf die Bühne kommen wolle? Nein, er hatte ja noch nicht gespielt. Er hatte ja erst ein Kreuz gemacht. Mit dieser Hand, mit dieser sorgfältig gepflegten Hand hatte er ein Kreuz gemacht. Nach wieviel Jahren zum ersten Male wieder? Bei den Proben hatte er die Bewegung immer nur

Aus der katholischen Welt

Stadtbaurat von Berlin wurde Franziskanermönch. Der ehemalige Stadtbaurat von Groß-Berlin, der international bekannte Dr. Ing. Leonhard Adler, der von den Nationalisten verfolgt, nach Italien emigrierte und Direktor der städtischen Straßenbahnen in Mailand war, legte in der Mailänder Franziskanerkirche die feierlichen Ordensgelübde des Franziskanerordens ab. Papst Pius XII. hatte zur Aufnahme Dr. Adlers in den Orden eine besondere Dispens erteilt, da die Gattin Dr. Adlers noch lebt und nicht in einen religiösen Orden eingetreten ist. Dr. Adler ist 74 Jahre alt. Von seinen vier Kindern wurde ein Sohn bereits vor zwei Jahren als Kapuzinerpater zum Priester geweiht. Auf Dr. Adler ist vor allem die großzügige Stadtplanung Berlins und die Errichtung des Flughafens Tempelhof, als damaligen größten Flughafen der Welt, zurückzuführen. Als Fachmann für das Verkehrswesen hatte er auch Aufträge in Wien, Buenos Aires, Tripolis und vielen anderen Städten ausgeführt.

Nächstenliebe ohne große Worte — Nach einer Mitteilung des Deutschen Caritasverbandes haben im Jahr 1955 rund 5 700 tätige Mitglieder, 416 Fürsorgerinnen, 51 469 Einzelhelfer und 17 405 fördernde Mitglieder in 459 Ortsgruppen des Katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder gearbeitet. Die Zahl der betreuten Schützlinge betrug 183 941.

Österreich — Erzbischof Dr. Jachym Koadjutor von Wien. Papst Pius XII. hat Titularerzbischof Dr. Franz Jachym zum Koadjutor sedi datus von Wien ernannt. Das Kirchenrecht unterscheidet Koadjutoren personae datus und sedi datus. Ein Koadjutor sedi datus wird vornehmlich zur Unterstützung des Erzbischof großer Diözesen ernannt. Erzbischof Dr. Jachym hat die Erzdiözese Wien nach dem Tod Kardinal Innitzers als Kapitelsvikar verwaltet.

Rumänien — Kirchen werktags geschlossen. Die kommunistische Regierung Rumäniens hat verfügt, daß die katholischen Kirchen des Landes nur noch an Sonn- und Feiertagen geöffnet werden dürfen. Damit sind die in der ganzen Welt üblichen täglichen Gottesdienste sowie Totenmessen und Trauungen an Werktagen verboten. Werktagsgottesdienste dürfen in Privathäusern nur nach in jedem einzelnen Falle erfolgter Genehmigung durch die Polizei gehalten werden.

Tschechoslowakei — Leidensweg der Kirche. Über 5 000 Ordensangehörige, die 1950 aus ihren Klöstern heraus verhaftet wurden, arbeiten gegenwärtig in Bergwerken, Fabriken und auf Kolchosen der Slowakei. Von den neun slowakischen Bischöfen waren alle bereits verhaftet oder interniert, drei von ihnen befinden sich noch im Amt, können aber nur unter strenger staatlicher Kontrolle arbeiten. Sechs Bischöfe wurden aus ihren Diözesen entfernt oder befinden sich in Gefängnissen, darunter zwei zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurden. Besonders harte Maßnahmen ergriff die kommunistische Regierung in der griechisch-katholischen Diözese Presov. Die Diözese wurde aufgelöst und alle Unierten automatisch in die orthodoxe Kirche umgeschrieben. Die mit staatlichen Zwangsmitteln gebildete orthodoxe Diözese hat als neuen Bischof Dimitrij Filip zugewiesen bekommen, der in seinem Amt den Namen Dorotej führt. Dorotej wurde in der Karpato-Ukraine geboren und wirkte nach Aufnahme in einem orthodoxen Orden mehrere Jahre als Pfarrer. Bevor er vom Patriarchen in Moskau zum Bischof der "orthodoxen Kirche" in Presov geweiht wurde, absolvierte er im "Fernunterricht" die geistliche Akademie in Leningrad. Ein weiterer orthodoxer Bischof residiert in Trebisov. Informierte Kreise erklären, daß Moskau gegenwärtig ein drittes orthodoxes Bistum für die Slowakei plant.

Korea — Tod sämtlicher Missionare in Nordkorea bestätigt. Pater Célestin Coyos, der jetzt nach Paris entlassen wurde, bestätigte, wie die Missionsnachrichtenzentrale Fides mitteilt, den Tod sämtlicher Missionare in Nordkorea. Er teilte mit, daß er der einzige Überlebende sei. Fünf seiner Confratres seien in den Jahren 1950 und 1951 gestorben, während die nordkoreanischen Behörden über sämtliche anderen keine Nachrichten zu geben wüßten und sie deshalb als verstorben angesehen werden müssen.

Ukraine — Von den 60 Millionen Katholiken, die heute unter dem bolschewistischen Joch leben, waren es zuerst die fünf Millionen katholischer Ukrainer, die in Verteidigung ihres Glaubens die unmenschlichsten Verfolgungen und Torturen auszustehen hatten. Diese Feststellung trifft der Apostolische Visitator der ukrainischen Gläubigen byzantinischen Ritus' in Westeuropa, Erzbischof Iwan Bucko, in dem Weißbuch über die Verfolgung der Kirche in der Ukraine.

Von den 1939 bestehenden fünf Diözesen in der Ukraine sind heute alle restlos vernichtet. Das gleiche gilt von den Apostolischen Administraturen. Sämtliche zehn Bischöfe wurden verurteilt, ein Teil starb im Kerker und ein anderer Teil wurde umgebracht. Von den 2 950 Weltgeistlichen befinden sich 50 Prozent im Gefängnis, 20 Prozent sind in die Wälder und die Untergrundkirche geflohen, 30 Prozent wurden zum Übertritt zur schismatischen Kirche gezwungen. Von den 520 Ordensgeistlichen ist der größte Teil im Gefängnis einschließlich dreier Superioren, während der andere Teil vermißt ist. Von den 1 090 Ordensschwestern fehlt jede Spur. Sämtliche 3 040 Pfarreien sind aufgelöst oder von den Schismatikern übernommen worden. Das gleiche gilt von den 4 440 Kirchen und Kapellen. Sämtliche 195 Ordenshäuser wurden beschlagnahmt. Die 9 900 katholischen Volksschulen, die 380 katholischen Mittelschulen und die 56 katholischen höheren Schulen der Ukraine sind in marxistisch-atheistische Lehrstätten umgewandelt worden.

markiert. Ein wirkliches Kreuz hatte er nicht mehr gemacht, seit er von daheim fort war. Das waren jetzt sechzehn, nein, schon achtzehn Jahre. Die Eltern waren darin so streng gewesen. Immer, wenn man sich zu Tische setzte, immer, wenn man von der Mahlzeit aufstand, mußte gebetet werden. Hier saßen die Kinder, der Knabe und das blonde Schwesterlein, ihnen zur Rechten saß die Mutter den Kindern gegenüber der Vater und an der vierten Tischseite die alte Magd Zilli. Man durfte nicht schwatzen beim Essen, man durfte nicht mit dem Messer auf dem Teller klappern, das Brot mußte ehrfürchtig behandelt werden. Nach dem Essen und nach dem Tischgebet mußten die Kinder: der Knabe und das kleine, blonde Schwesterlein. . . . Vor achtzehn Jahren.

Man hatte schon begonnen, den dritten Akt zu spielen. Sein Stichwort nahte, er mußte gleich auf die Bühne. Einen Blick noch in den Spiegel: Ja, eine ganz vortreffliche Maske, ein wirkliches, biederes Landgesicht! Aber wie müde er doch war! Zwei Minuten später stand er auf der Bühne. Ein wahres Glück, daß er seine Rolle so gut gelernt hatte, sonst hätte es heute sicher eine Entgleisung gegeben. Er konnte seine Gedanken nur mühsam beisammenhalten, und eine quälende Unruhe war in ihm. Und überhaupt: War das denn wirklich eine richtige Rolle für ihn: Konnte er einen braven, frommen Mann spielen?

Es gab einen Theatererfolg, wie man ihn nicht in allen zehn Jahren einmal erlebt. Wollten denn die Leute heute überhaupt nicht mehr heimgehen? Waren sie denn immer noch nicht müde, ihren Beifall auf die Bühne zu schreien?

Der Direktor kam hochroten Gesichtes in die Garderobe des Schauspielers Prantner. „Sie gehen natürlich mit, mein Lieber! Wir halten ein Siegesmahl, den Dichter lassen wir auch nicht entwischen."

Prantner wusch sich hastig die Schminke vom Gesicht. „Nein", sagte er, „ich komme nicht mit. Ich muß heim."

Der Direktor stand starr vor Staunen. Prantner nach dem Theater heim? Das war noch nie dagewesen.

„Aber was machen Sie denn jetzt daheim? Sind Sie am Ende krank? Sie haben doch keine Familie. Was in aller Welt ist denn mit Ihnen los? Nein, Sie müssen mit uns, selbstverständlich müssen Sie mit uns!"

Allein es half nichts. Prantner ging heim. Er lief heim. Er läutete an seinem Haustor Sturm, daß der Hausbesorger erschrocken aus den Federn fuhr. Er riß die Türe seiner Wohnung auf. Wie? „Sie haben doch keine Familie", hatte der Direktor gesagt? Woher wissen Sie denn das, Verehrtester? Alle Lichter drehte er auf. Den Hut noch auf dem Kopfe, begann er zu suchen. Zunächst wurden die Brieftaschen durchwühlt, die auf dem Schreibtische lagen, dann wurden die Laden aufgerissen und durchstöbert, schließlich wurde der Papierkorb umgestülpt. Der Brief! Wo war der Brief? Wo war die Adresse der „mitleidigen Nachbarin" Anastasia Mödlagl in Innsbruck? Würde die Post sie ohne Straßennamen und Hausnummer finden? Schwerlich. Wo war der Brief? . . . Endlich fand er sich. Gott sei gedankt, hier war er!

Zehn Minuten später lief der eilig angekleidete Kammerdiener Albert auf das Telegraphenamt und erwog unterwegs, ob er seinen Dienstplatz nicht kündigen solle, denn derlei herrschaftliche

Gottes - Dienst

Religion ist zuerst Dienst, der Getaufte ist von Gott berufen und beansprucht. Es steht ihm nicht frei, Gott zu verehren oder nicht zu verehren, es steht ihm nicht frei, auf welche Weise er Gott verehren möchte. Sondern da ist die von Gott ausgesprochene Verpflichtung auf Heilighaltung des „Tages des Herrn". Da ist der Auftrag Jesu: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!" Da ist die apostolische Mahnung: „Betet ohne Unterlaß!" Da ist die Kirche mit ihren Kirchengeboten, die sie als Vertreterin des Herrn gegeben hat.

Wir haben das schöne deutsche Wort „Gottesdienst". Nehmen wir das nur ganz ernst. Es ist kein Dienst vorstellbar, wo einer tun kann, was ihm beliebt, sondern es gehört zum Wesen des Dienstes, daß es Vorschriften gibt und Termine.

Wer es ausprobiert hat, sich im Religiösen dem Zufall seiner Stimmungen und der täglichen Fügungen zu überlassen, der kann ein Lied davon singen, wie es bergab ging mit dem, was man innerliches, geistliches Leben nennt. Wir dürfen nicht nur auf gnadenvolle Augenblicke hoffen. Sie sind wahrhaftig nicht ausgeschlossen, aber sie ersparen nicht die Treue, die Disziplin im Alltäglichen, im Monotonen des gewöhnlichen Lebens.

Alfons Kirchgässner: Religiöse Übungen

Verrücktheiten sind bei Dienern nicht sonderlich beliebt.

Angekleidet erwartete der Schauspieler Prantner in seinem Studierzimmer den Morgen. Er schritt auf und nieder, rauchte Zigarren, nahm ein Buch zur Hand und legte es wieder hin, sprach ein paar Verse aus einer alten Lieblingsrolle. Wie langsam doch die Stunden schlichen! Jetzt begann es zu dämmern. Jetzt rötete sich der Himmel. Die ersten Fuhrwerke lärmten durch die Straßen. — Zwei so kleine Kinder allein auf dieser weiten Fahrt! Wenn ihnen etwas zugestoßen wäre . . . Nein, nicht daran denken. Warten. Noch einige Stunden warten. Jetzt sperrte man die Haustore auf. Jetzt gingen die Schulkinder durch die Straßen. Noch eine Stunde. Noch eine zweite Stunde . . . .

Jetzt läutete der Depeschenbote. Der Schauspieler riß ihm das Papier aus der Hand.

Übermorgen kommen die Kinder.

Um 10 Uhr vormittags legte sich der Schauspieler Prantner zu Bette und versank sogleich in tiefen Schlaf.

Am Nachmittag gab es eine große Veränderung. Das Fremdenzimmer wurde in ein Kinderzimmer umgewandelt. Zwei Himmelbetten mit schneeweißen Vorhängen wurden gekauft, kleine Schränke und Stühle. Der Diener Albert kündigte seinen Dienst, denn er sei kein Kindermädchen. Gut. Eine saubere, ältere Frau wurde aufgenommen.

Zwei Tage lang ging Herr Prantner mit wahrhaft festlichen Gefühlen und in geradezu hochzeitlicher Erregung umher. Am Nachmittage des zweiten Tages kamen die Kinder. Die Frau mußte sie auf dem Bahnhofe erwarten. Prantner wollte sie daheim empfangen. Er hatte die ganze Wohnung mit Blumen geschmückt.

Geradeso wie vor sechs Wochen schoben sie sich zur Türe herein. Der Knabe mußte das ängstliche Schwesterlein ein wenig ziehen. Und wieder sah sich der Knabe an der Türe um. . . Wahrhaftig, da hing ein Weihbrunnkeßlein, hübsch niedrig hing es da am Pfosten, daß der Knabe ganz gut hinaufreichen, sein Fingerlein netzen und zuerst der Schwester, dann sich selber drei Kreuzlein auf die Stirne, Mund und Brust zeichnen konnte.

Der Schauspieler Felix Prantner war von seinem Sessel aufgestanden und in bebender Erregung den Kindern entgegengegangen. Jetzt bückte er sich und riß sie alle beide zugleich an seine Brust, den Buben und das kleine Schwesterlein.

„In Gottes Namen", sagte er und machte sich mit dem noch weihwasserfeuchten Fingerlein des Knaben ein Kreuz auf die eigene Stirne. –

JCH HABE EUCH AUFGENOMMEN IN DAS HERZ MEINER MÜTTERLICHEN LIEBE

Wir müssen nach dem Vorbild Marias die Welt mit den Augen Gottes, den Augen Christi zu betrachten, darüber nachzudenken und unser Urteil zurechtzurücken suchen; denn „durch unser innerliches Ja oder Nein nehmen wir teil an allen Taten, allen Tugenden und Lasten, die in unsern Bereich kommen" (M. Herbert). Wir werden so durch diese innere Stellungnahund das rechte Verhältnis zu allen Dingen finden und als überlegene, in Gott verwurzelte Menschen zu handeln vermögen.

Vielleicht taucht angesichts der Größe dieser Aufgabe die bange Frage auf: Wie werde ich zu solch innerer Reife und Stärke gelangen? „Schlag in Maria deine Wohnung auf!" antwortet der heilige Grignon von Montfort. Maria ist unsere Mutter. Sie trägt uns im Schoße ihrer Liebe, als die Kinder, die ihr der geliebte Sohn im Sterben ans Herz gelegt hat.

Zur heiligen Gertrud sagte einst Maria: „Man darf meinen liebsten Jesus nicht meinen einzigen Sohn nennen, sondern meinen erstgeborenen; denn ich habe ihn als ersten in meinem Schoß empfangen; nach ihm aber, oder vielmehr durch ihn, habe ich euch alle empfangen, damit ihr seine Brüder, meine Kinder seid, und ich habe euch aufgenommen in das Herz meiner mütterlichen Liebe."

Walter Muggin: Unsere Führerin

Herr am Kreuz!

Der du der Welten Leid auf dich genommen,
der du zu uns hernieder bist gekommen,
zu teilen unsrer Seelen Schmerz —
Befreier du von allem Schaden,
mit unsrer aller Last beladen
entlaste unser armes Herz!

Julius Langbehn

Ein Jubeltag in der Loewenstadt

Bruder Cyris

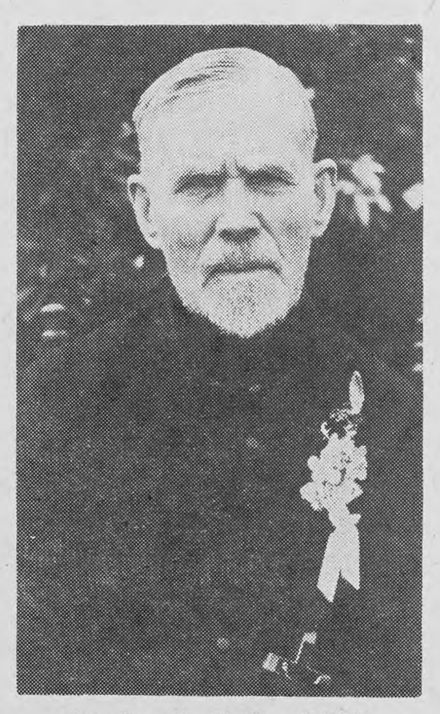
(Fortsetzung)

Ein paar Blätter aus der Missionschronik.

Sonnig, still und friedlich liegt heute das Dorf der Batlapin an der rauhen Talwand des Hartzflusses, der oft völlig austrocknet. Mitten im Tal erhebt sich der schlanke, spitze Turm der St. Paul's Kirche, die man mit recht den „Dom im Land der Batlapin" nennen könnte. Um dieses erste Heiligtum unter den Betschuanen Südafrikas lagern die Wohnungen des Missionspersonals, Schulgebäude, Werkstätten, Doktorwohnungen und vor allem das große Hospital. Über allem, hoch in der Luft, schwebt das Kreuz der Kirche. Wirklich ein Idyll im grauen Steppenland, eine Gottesstadt unter schwarzen Menschen, die noch nicht alle den wahren Glauben gefunden haben. Friedlich, hastlos wandern die Balapin zwischen den kümmerlichen Akazien und mageren Dornsträuchern auf dem alten, ausgetretenen Fußpfaden. Groß- und Kleinvieh sucht seine Nahrung und lagert im Schatten der Bäume und Sträucher. Ein Bild des Friedens, wie es der Prophet gezeichnet hat.

Es war nicht immer so. Das Land der Batlapin hat stürmische und selbst blutige Tage hinter sich. Räuberbanden hinterließen ihre Fußspuren im Sande; regelrechte Armeen zogen durch das Land, Hunger und Not plagten Mensch und Tier. Doch ist hier nicht der Ort dies alles aufzuzählen; wir wollen nur ein paar Blätter aus der Missionschronik erwähnen.

Als Bruder Cyris 1898 nach Taung kam, hatten die Gemüter der schwarzen Bewohner sich bis zur Siedehitze erhitzt. England hatte das Land besetzt und 1895 der Kolonie einverleibt. Die alte, wilde Freiheit war dahin. Ordnung und Gesetz wurden durchgeführt, was die Batlapin als ein drückendes Joch empfanden, das sie wieder abzuschütteln suchten. Um die Selbstständigkeit zurückzugewinnen, hatte Molada sich der äthiopischen Bewegung angeschlossen. Afrika den Afrikanern! war der Losungsschrei. Aber das sah auch der schwarze Potentat ein, daß mit Gewalt nichts zu machen war. Er suchte daher die politische Unabhängigkeit durch religiöse Freiheit zu ersetzen und gründete eine Stammeskirche. Der Versuch ging kläglich daneben.



Bruder J. Cyris, O.M.I.

Unter dieser Stimmung der Batlapin hatte die Mission kein leichtes Beginnen, zumal die Hilfsmittel äußerst bescheiden waren. Wohl hatte die Propaganda einen Beitrag zur Gründung geschickt, bemerkte aber auch, daß ihre Kasse zur Zeit auf Ebbe stehe.

Schwieriger als der äußere Aufbau der Mission, war der geistige Tempelbau, das eigentliche Missionswerk. In den ersten Jahren bestand es im Sondieren und Suchen nach solchen Heiden, in deren Herzen die Saat des Gotteswortes günstigen Boden finden würde. Das bedingte Wanderungen von Hütte zu Hütte im weiten Umkreis bis hinauf nach Vryburg (70 km), wo sich einige weiße Katholiken niedergelassen hatten. Für diese Wege kaufte P. Porte ein leichtes Wägelchen und zwei Pferde, für die Bruder Cyris neben seiner Schmiede her zu sorgen hatte. Ein alter Schuppen wurde Pferdestall, der aber aus der Zeit des Gasthauses mit leeren Fässern, Kisten und Kasten und anderem Gerümpel gefüllt war. Diese Dinge wurden, soweit sie noch einen Wert zu haben schienen, unter dem Dach verstaut, wobei die Tragkraft der Balken offenbar überschätzt wurde. Eines Tages fiel die ganze Last herunter und erschlug die Pferde.

Nach den Erzählungen des Bruders Cyris waren außer ihm auch 5 gottbegeisterte Fräulein von Taung gekommen. 3 Französinnen, 1 Belgierin und eine Russin. In heiligem Eifer wollten sie der Mission dienen. Es

ist jedoch ein großer Unterschied zwischen Begeisterung und Ausharren, zwischen der Lektüre „am stillen Herd zur Winterszeit" erbauender Missionsberichte und die Last und Bürde, die Opfer des Alltags im Missionsleben selbst zu tragen. Nach Jahresfrist kehrten die Fräulein wieder nach Europa zurück. Ordensschwestern aus der Genossenschaft St. Jakob (Frankreich) traten an die Stelle der Fräulein. Sie nahmen sich des Haushalts und der Krankenpflege und vor allem der Schule an, und konnten bald die ersten erfolge buchen. Einige von ihnen aber erlagen nach kurzer Zeit dem Klima und den Härten des Missionslebens. Die andern wurden 1912 nach Frankreich zurückgerufen. Lehrschwestern von Menzingen (Schweiz) traten in ihre Fußtapfen und haben seitdem am Aufbau der Mission tapfer mitgeholfen. In den Schulen unterrichten sie heute bei 400 Kinder und leiten das Hospital mit 120 Krankenbetten.

Auch im sonnigen Südafrika muß man essen und trinken, um zu leben, ein ehernes Gesetz, an dem auch die Mission von Löwenstadt nicht vorbeikam. Nun bestand das Missionspersonal aus 2 Priestern, 2 Brüdern und 6 Schwestern. Das Leben in Südafrika ist teuer. Um eine Einnahmequelle zu schaffen, wurde Bruder Cyris „Coco-Cola-Fabrikant." Er stellte Limonaden her und verkaufte sie an durstige Kehlen schwarzer und weißer Hautfarbe. Das war nicht nur eine ökonomische Angelegenheit der Mission, sondern auch eine soziale Tat für die ganze Umgebung. Dies wird man verstehen, wenn man bedenkt, welche Gefahr alkoholische Getränke in heißen Ländern bilden, besonders bei der Willensschwachheit des schwarzen Volkes.

Kaum war die Mission aus den ersten Nöten heraus, brach der Burenkrieg (1899 – 1902) aus, der unsäglich viel Not und Elend ins Land brachte. Um die Mission sicherzustellen, wandte sich P. Porte an das französische Konsulat in Kapstadt und hißte über der Mission die Trikolore. Freund und Feind anerkannten die Neutralität der katholischen Mission. Da in den ersten Kriegsmonaten die Buren die Oberhand hatten, mußten die Engländer in der Gegend von Taung fliehen, während ihre Frauen und Kinder auf der Mission ein Asyl suchten. Damit kamen weitere Esser ins Haus, für die jeden Tag gesorgt werden mußte. Da aber infolge des Krieges die Lebensmittel immer knapper wurden, drohte der Hunger. Um dieses Schreckgespenst abzulenken, nahm P. Porte seine Zuflucht zu einem Husarenstreich. Zusammen mit einem Kaufmann mietete er 4 Pferde und eine feine Kutsche und fuhr im Galopp Kimberley zu, um dort Lebensmittel zu kaufen. Die Wachposten der Buren glaubten, es seien Burengeneräle, salutierten schneidig und ließen das Fuhrwerk durch. Unbeanstandet kamen die beiden ins belagerte Kimberley, wo aber die Not noch größer war als in Taung und seiner Umgebung. Auf dem Rückweg jedoch erreichte die Nemesis die beiden kühnen Reisenden. Bei Fourteenstreams, 60 km südlich Taung, wurden sie verhaftet, in Christiana vor das Kriegsgericht gestellt und zu je 200 Pfund Sterling oder einem Monat Zwangsarbeit verurteilt. Die Buren der damaligen Zeit waren keine Unmenschen. Sie nahmen P. Porte 5 Pfund Sterlinge ab, die er in der Tasche hatte und ließen ihn laufen. Als die Engländer nach Taungs kamen, konnte die Mission sich frei bewegen und der Not abhelfen. P. Porte nahm sich der katholischen Soldaten an und Bruder Cyris stellte seine Schmiede in den Dienst der Truppen. Er beschlug deren Pferde, flickte deren zusammengebrochene Wagen und half, wo er konnte. Die Engländer bezahlten splendid, wodurch die Mission sich durch die schwere Kriegszeit half. Nach Beendigung des Krieges schenkte die Militärleitung der Mission die Blockhäuser, die sie an der Hauptstraße von Fourteenstreams bis Taungs errichtet hatte als Anerkennung für die Seelsorge der katholischen Soldaten und die Dienste der Schmiede. Diese Blockhäuser hatten wertvolles Material für den weiteren Ausbau der Mission.

Die Batlapin gewannen Vertrauen in die katholische Mission. Die Zahl der Bekehrungen stieg von Jahr zu Jahr. Als im Jahre 1925 die deutsche Ordensprovinz das Vikariat Kimberley, wozu Taung gehört, übernahm, zählte man in der Löwenstadt 1,700 schwarze Christen.

Es wäre noch viel zu berichten, was seitdem alles über Taung gekommen ist an Freud und Leid, an Erfolg und auch Enttäuschungen; wir wollen es heute jedoch genügen lassen. Wenn ich aber den Jubilar mit seinem Silberhaar und seinem schneeweißen Spitzbart vor mir sehe, drängt sich mir das Wort der heiligen Schrift auf: „Er trug das Gesetz Gottes in seinem Herzen, darum wankten seine Schritte nicht." (S. 36:31)

Richte nicht mit stolzer Würde, den verirrten Bruder du.
Du ja kennest nicht die Bürde, die ihm wog das Schicksal zu.
Zähltest nicht, wie oft gestritten, er für seine Tugend hat;
Weißt nicht, wie er hat gelitten Reu und Scham ob seiner Tat.

Nicht nur in Rom, auch in Berlin sind Maertyrer gestorben

Im frühchristlichen Rom zogen die Neugetauften am Weißen Sonntag zur Kirche des jugendlichen Märtyrers Pankratius, um in seiner geistigen Nähe die Treue zu den Taufgelübden noch einmal zu beschwören. So müßten heute die Christen hinpilgern können zu den Stätten, wo Blutzeugen unseres Jahrhunderts, unseres Jahrzehnts ihr Leben in Christustreue dahingaben. Dies müßte geschehen nicht nur um des ehrenden Gedenkens willen, sondern um sich an den Vorbildern für die eigene Bewährung zu stärken.

Noch stehe ich selbst unter dem erschütternden Eindruck eines Besuchs im ehemaligen Richthof des Berliner Gefängnisses Plötzensee. Die Strafanstalt liegt im Nordwesten der Stadt. Eintöniges Ziegeltor ist ebenso charakteristisch für sie wie die engwinklige Zufahrt, die während Hitlers Wahnsinnsära für 1 800 politisch oder religiös Verfolgte zum letzten Weg geworden ist. Unter ihnen befanden sich nicht wenige Katholiken — Priester und Laien —, von denen hier nur einige genannt werden können: Pater Alfred Delp, Kaplan Hermann Wehrle, Staatspräsident Eugen Bolz, Redakteur Nikolaus Groß, Verbandssekretär Bernhard Letterhaus. Max Metzger war hier zeitweise inhaftiert, wurde aber in Brandenburg-Görden hingerichtet.

„In Plötzensee sind allein in einer Nacht 186 aufgehängt worden", sagte der Gefängnispfarrer Buchholz bei der Katholikentag-Gedenkstunde 1952. Hier vom Richthof aus, der inzwischen zu einem Ehrenhof gestaltet wurde, kann man in den Trakt der Todeszellen hineinsehen, in denen die Verurteilten ihre letzten Stunden verbracht haben. „Ach, wieviel ohnmächtige Qual haben die Todeszellen gesehen, wieviel Tränen geschluckt, wieviel Gebete gehört, wieviel Sehnsuchtsschreie nach der Mutter, Rufe zu Gott, bis das arme Herz bereit war . . . mit Christus den Opfer- und Sühnetod zu sterben" (Pfarrer Buchholz). Aber hier war es auch, wo Pater Delp fast fröhlich meinte: „Ach, Herr Pfarrer, in einer halben Stunde weiß ich mehr als Sie" — er starb am Lichtmeßtag 1945.

Und er ging denselben kurzen Weg wie zehn Tage zuvor (am 23. Januar) die beiden Blutzeugen Bolz und Groß, wie Hunderte vorher und nachher noch: den Weg vom Todesbau über ein Stücklein Hof in den häßlich-primitiven Richtschuppen, dessen Boden aus Zement, dessen Decke aus roher Holzverschalung besteht. Im Hintergrund zur Linken stand das Schafott; daran erinnern noch anderthalb Quadratmeter weiße Kachelwand, an der das Blut herunterrann. Quer durch den Raum läuft eine Eisenschiene; sie wurde angebracht nach jenem 20. Juli 1944, weil Hitler seine Opfer „an Fleischerhaken hängen sehen" wollte. Man sieht sie noch, die Haken, sechs an der Zahl, an denen in einer einzigen Nacht einunddreißig Mal sechs Opfer hingen. Angesichts dieses Galgens hat am 14. September 1944 der schlesische Graf Michael Matuschka ausgerufen: „Welch eine Gnade, am Feste Kreuzerhöhung gehängt zu werden." Vor diesem Eisenbalken mit den Fleischerhaken rief Paul Lejeune-Jung als letztes Wort „Gelobt sei Jesus Christus", den katholischen Gruß. Vor diesem Galgen ließ Hitler eine Filmkamera aufstellen und abschurren, als Witzleben und andere Leute des 20. Juli erhängt wurden, um die

Kinder mit Mut

Die kleine Mei war nur vier Jahre alt; aber in Anbetracht des Mutes, mit dem sie mehr als einmal für den Glauben eingetreten war, hatte der Missionar ihr bereits die erste hl. Kommunion gereicht und wenig später empfing sie die hl. Firmung.

Eines Tages wollte ein Apostat ihre Mutter besuchen. Da stellte sich die Kleine in die Tür und wehrte ihm den Zutritt: „Du bist ein Verräter am Glauben. Wenn du in die Hölle gehen willst, dann geh, aber laß uns in Frieden! Hier kommst du nicht herein!" Und dabei blieb's.

Später sagte sie der Mutter: „Glaube nicht, daß ich Angst habe; ich bin gefirmt und bin ein Soldat Christi. Ich habe keine Angst!"

Die Mutter hatte im Jahre vorher unter Druck den Glauben verleugnet; die Vorstellungen der Kleinen hatten sie zum Widerruf bewogen, wofür sie dann beide sechs Monate ins Gefängnis mußten.

Prozedur hernach filmisch genießen zu können. Der Film existiert noch, er befindet sich in amerikanischen Händen.

In diesem Schreckensraum beten wir nun ein Vaterunser und ein Ave Maria (es ist gerade der Tag des Verkündigungsengels Gabriel), und der Mitbruder aus Speyer fügt hinzu: Dona nobis pacem — gib uns den Frieden!

Das weckt die tröstliche Gewißheit: Illi autem sunt in pace — Jene Geopferten von damals „sind im Frieden." Sie brauchen unser Vaterunser nicht mehr, wir aber haben „noch nicht bis aufs Blut gekämpft." Jene Dahingegangenen brauchen nicht mehr das Denkmal draußen, das umrahmt ist von einem Halbrund knospender Bäume — verschwiegene Zeugen jener Gräßlichkeiten; wir aber brauchen ein Mahnmal. Allerdings wünschen wir Katholiken uns noch ein anderes als diese Steinmauer mit der Aufschrift „Den Opfern der Hitlerdiktatur im Jahre 1933–1945." Was wir uns wünschen, ist eine Märtyrerkirche, zu der wir pilgern könnten wie die frühen Christen zu St. Pankratius und andern Zeugen Christi, damit „ihr Blut zum Saatgut werde" neuer Christlichkeit.

Was wir wünschen, hat der Berliner Bischof beim Katholikentag so formuliert: „In Plötzensee zieht sich weit herum der Kranz der Gärten mit den Lauben; heute schon wohnen dort Menschen, und auf dem Bauamt verdichten sich die Pläne, daß bald Häuser erstehen und Familien dort wohnen. Die Kirche, die in der Nähe vom Gefängnis dort in Plötzensee einmal erstehen wird und bald erstehen muß, die müßte man nennen die ‚Kirche zu den 40 heiligen Märtyrern'! ich denke an jene 40 Männer, deren Andenken die Kirche jährlich am 10. März begeht, Soldaten, die in Sebaste im Jahre 320 den Tod des Erfrierens erlitten, weil sie Christus den Herrn nicht verlassen wollten. Sie würden die rechten Patrone für diese Kirche sein. Die ‚Kirche zu den 40 heiligen Märtyrern' in Plötzensee — sie könnte ein lebendiges Denkmal sein an das, was wir heute vor unserem geistigen Auge erstehen sahen. Wenn dann die Kinder an der Hand ihrer Mutter durch Plötzensee gehen und fragen: „Mutter, was ist denn das, die Kirche zu den heiligen Märtyrern; gibt es denn Märtyrer?', — dann mögen die Mütter ihren Kindern antworten: ‚Es gab Märtyrer und es gibt Märtyrer. Ich habe noch welche gekannt.' Und darum steht in Plötzensee einmal, so Gott will, die ‚Kirche zu den heiligen 40 Märtyrern'!"

Papstgeschichten

Das hohe Alter

Als Leo XIII. schon fast neunzig Jahre alt war, wollten ihm einige Klosterfrauen bei einer Audienz eine besondere Freude machen. Sie würden täglich beten, sagten sie, daß der liebe Gott den Heiligen Vater hundert Jahre alt werden lassen möge. „Sehr schön von euch", antwortete der Papst, „aber wir wollen doch dem Willen der Vorsehung keine Grenzen setzen."

Die Ehre

„Sie sind wohl Franzose", sagte einst Leo XIII. zu einem jungen Manne, dem er im Vorbeigehen die Hand zum Kusse reichte. — „Ja, Heiliger Vater, antwortete der junge Mann, „ich habe diese Ehre." — „Sagen Sie es leise", entgegnete ihm der Papst, „denn es ist zu grausam für die andern, die diese Ehre nicht haben."

Der Heilige Geist

Als Kardinal Sarto, später Pius X., als Patriarch von Venedig zur Papstwahl ins Konklave ging, erklärte ihm eine Dame, sie habe gebetet, daß der Heilige Geist die Kardinäle bestimmen möge, ihm ihre Stimme zu geben. Darauf Kardinal Sarto: „Da haben Sie aber eine sehr schlechte Meinung vom Heiligen Geist."

Schneider und Barbier

Der Familienname Sarto Pius' X. bedeutet zu deutsch Schneider. Als einst ein Monsignore vom Vatikan sich darüber wunderte, daß der Papst sich selber rasierte, erklärte dieser: „An vielen Geschäftsbuden meiner venezianischen Heimat habe ich die Aufschrift gefunden: Schneider und Barbier. Ich halte die Tradition aufrecht."

MARIENKIRCHE

Erzählung von Grete Schoeppl

Wenn die Glocken der Marienkirche, im innersten Stadtteil der Großstadt gelegen, zur Segensandacht riefen, konnte Martha nicht anders, sie mußte alles stehen und liegen lassen und in die Kirche eilen. Sie war eine derjenigen, die am glühendsten den Rosenkranz betete und im Chor der anderen voll Andacht fromme Lieder sang.

Oft sagte ihre Schwester zu ihr: „Ich kann dich gar nicht begreifen, du sitzt und kniest bei den alten Weibern in der Kirche, als ob du mit deinen 20 Jahren eine der ihren wärest!"

„Ach Maria", antwortete dann Martha, „ich kann es gar nicht verstehen, daß ich so spät, so spät erst zu der Weihe und Schönheit dieser kirchlichen Andachten hingefunden habe!"

Die beiden Schwestern waren wohl fromm erzogen worden, aber nie Kirchengeherinnen im eigentlichen Sinne gewesen. Nach beendeter Schulzeit waren sie beide Beamtinnen geworden: Martha im Versicherungswesen, Maria Staatsbeamtin in einem Ministerium. Zu einem ihrer Kollegen, einem verhältnismäßig jungen Hofrat, fühlte sie eine schwärmerische Zuneigung, die nur zu heftig erwidert wurde. Obwohl Maria ein streng moralisches Mädchen war, konnte sie von Hofrat Schöller, der verheiratet und Vater zweier Töchter war, nicht lassen. Ja, sie fühlte sogar einen besonderen Reiz darin, sich mit ihm nur heimlich treffen zu können, und wenn sie gemeinsam ein Lokal aufsuchten, stets Gefahr laufen zu müssen, daß unvermutet die Frau Hofrätin auftauchen könnte.

Hofrat Schöller war auch ein begeisterter Sänger und gehörte als solcher dem ersten Singverein der Stadt an. Heute war er durch seine Mitgliedschaft wieder gebunden, und so gab Maria Marthas Bitten nach, doch einmal mit ihr zur Marienkirche zu gehen, um dort der Segensandacht beizuwohnen.

Heute feierte man gerade einen Marientag, weshalb die Andacht ganz besonders festlich begangen wurde. Maria war diesen religiösen Übungen bis jetzt so gänzlich ferne gestanden, darum ergriff sie auch die feierliche Handlung mit urkräftiger Gewalt. Wie doch der brausende Orgelton im Verein mit dem frommen Gesang der Gemeinde, in den sich auch die schöne Stimme ihrer Schwester voll Hingabe mischte, zu ihrer Seele sprach! Wie der Weihrauch mit seiner Erdenlosgelöstheit und seinem Duft ihre Seele mit erhob zur Höhe!

Wie von einem Blitzlicht beleuchtet, erkannte Maria, auf welchem Irrweg sie sich befand, und sie pries Gott, daß sich die letzte Phase in ihrer sündigen Liebe noch nicht vollzogen hatte. Wohl mußte sie noch im Büro mit Schöller zusammentreffen, ja, sie erschien auch noch zu den gewöhnlichen Stelldicheins, aber sie machte ihm klar, daß diese Sache ein Ende nehmen müßte.

Er konnte und wollte dies natürlich nicht begreifen. Da half eine Versetzung, die ihn aus amtlichen Gründen von höherer Stelle aus erreichte, daß es tatsächlich zur Trennung kam. Maria und Martha besuchten nun täglich gemeinsam die Kirche und überboten förmlich einander an Liebe zu Gott und tiefer Frömmigkeit.

Jahre innigster Harmonie vergingen so. Maria konnte es ihrer Schwester nicht genug danken, daß sie sie hingeführt hatte auf den rechten Weg. Es erfüllte sie mit tiefer Genugtuung, zu erfahren, daß der Hofrat wieder ganz seiner Familie lebte. Endlich erreichte sie die Nachricht, daß er einem Leiden, an dem er schon lange laboriert hatte, erlegen sei.

Weitere Jahre vergingen. Immer tiefer hatte Maria in reiner Gottesnähe, so weit dies eben im Irdischen möglich ist, Fuß gefaßt, da schwang eines Tages auch über sie der Todesengel seine Kreise und holte sie heim, lang vor der Zeit.

Martha war allein. . . . Für die Größe ihres Schmerzes gab es überhaupt keinen Ausdruck. Ihre und Marias Seele hatten sich zu sehr geliebt, waren ganz Eines gewesen, so daß sich Martha wie ein Schemen vorkam, denn sie selbst, sie selbst ruhte doch mit Maria draußen auf dem stillen Kirchhof unter dem grünen Rasen. . . .

Aber das Leben ging weiter, trotz allem und ganz unbegreiflich. Martha suchte stets andere Stadtteile auf, um nicht zu sehr an Maria erinnert zu werden. Sie ging in keine Kirche mehr. Sie hätte sich wohl ganz ihrem Schmerze hingegeben, wenn das Leben nicht gefordert hätte, weiter zu arbeiten, um sich ihr Brot zu verdienen.

Ein Bauingeneur kam in ihre Wohnung, um Vermessungen vorzunehmen. Der Hausherr

wünschte ein zweites Haus zu bauen, das dem bereits bestehenden in allem gleichen sollte. Wie in anderen, wurden nun auch in Marthas Wohnung Vermessungen angestellt.

„Sie leben hier so ganz allein, gnädiges Fräulein?" fragte er so nebenbei, sah sie aber dabei so an, als ob er nur ihretwegen gekommen und die Vermessungen nur Nebensache wären.

Martha nickte nur beiläufig und ohne sich überhaupt etwas dabei zu denken. Am nächsten Tag kam der Ingenieur wieder. Er meinte, die Vermessungen seien nicht richtig ausgefallen und er müsse sie wiederholen. Er sah ihr aber dabei so lange und innig in die Augen, daß Martha rot wurde. Als er am dritten Tag wiederkam, fragte Martha, was für eine Entschuldigung er wohl heute für sein Kommen habe. Da gab er ihr einfach einen Kuß. Martha wies ihm empört die Tür, aber er kam wieder und wieder . . . und Martha mußte sich für und gegen ihren Willen gestehen, daß er ihr nicht unsympathisch war.

Er bat sie schließlich, seine Frau zu werden, und Martha stimmte zu. Sie war glücklich. Sie hatte ja gar nicht gewußt, daß das Leben so viel Freuden bereit hielt und daß es ihr nach all dem Schweren, das sie erlebt hatte, noch seinen vollen schäumenden Becher reichen könnte, auf daß sie ihn leere.

Durch Zufall erfuhr sie eines Tages, daß Ewald B., der Ingenieur, verheiratet war. Dies hatte sie naturgemäß aus ihrem Glückstaumel aufgescheucht und sie machte Ewald heftige Vorwürfe. Er bat und beschwor sie, seine Freundin zu werden, da seine Frau leidend sei. Martha erbat sich Bedenkzeit. Ach was, Bedenkzeit. Eigentlich war ja sein Ansinnen unerhört, aber war es nicht gang und gabe, daß in zahllosen Fällen der Begriff Freundschaft an die Stelle des Begriffs Ehe getreten war?! Kein modern denkender Mensch würde darin einen Anstoß erblicken. Was hieß also: Bedenkzeit?! Martha wußte ja nur zu gut, daß sie sich ihm morgen oder übermorgen skrupellos in die Arme werfen würde. Sie liebte ihn doch, da gab es einfach kein Überlegen. Aufgeregt lief sie durch Straßen und Gassen. Ohne Ziel. Sie wußte nicht, wohin sie lief, und wo sie sich befand. „Wald, Wald", sang es in ihren Pulsen, Sünde? O nein! Was war eigentlich Sünde? gab es überhaupt eine solche? Und wer war der Tor, der dieses Wort erfunden hatte? —

Da begannen plötzlich über ihrem Haupte Glocken zu klingen. So schwangen und sangen nur die Glocken eines Heiligtums: Der Marienkirche. Und richtig, hier, hier befand sie sich dicht neben derselben. Martha stand da wie betäubt. Wie lange sie so gestanden, sie wußte es nicht. Endlich löste sich ihre Starrheit in Tränen. Wie hatte sie vergessen können? In diesen Glocken redete ja Maria, ihre heimgegangene Schwester, zu ihr!

„Komm, komm!" rief die geliebte, ach, so lang entbehrte Stimme. Es ergriff Martha in der tiefsten Seele. Wie im Traum ging sie in die Kirche hinein und kniete nieder. Gleich einer heiligen Stunde hatte sich das Wunder auf sie herabgesenkt, das Wunder, in dem das Leben wie ein Traum erscheint, gerade wenn es am wahrsten und entscheidendsten ist.

Und Maria sprach weiter zu ihrer Seele: „Wie du mich einst durch diese Kirche hingeführt hast zu Gott, da ich in der Irre gegangen . . . ach, Martha, weißt du es noch . . ."

„. . so tust du es jetzt an mir, geliebte Schwester!" schluchzte Martha tief in ihrem Herzen. Mit einem Male hatte sie erkannt, was sie willens war, zu vollbringen und wie weit sie sich schon von Gott entfernt, daß sie den Begriff Sünde nicht einmal mehr richtig zu deuten gewußt hatte.

Sie wußte nun genau, was zu tun war. Und als Ewald wiederkam, ließ sie ihn einfach nicht mehr ein. Ihre Rückkehr zu Gott war ebenso beglückend, als von Dauer.

Und die Glocken der Marienkirche klingen weiter über Nähe und Ferne hin: „Friede . . . . Glück . . . Einkehr . . . Umkehr . . . Verzeihung und Seligkeit!"

Alle unsere Tage müssen ein sicheres Vorwärtsschreiten sein, ein Voranwallen und ein Höhersteigen. Voll sittlicher Kraft müssen wir alle Schwierigkeiten überwinden, alle Hemmnisse meistern, aus allem Schweren reichen Segen ziehen. Und wenn also unsere Tage uns dem Ideale näherbrächten, dann wäre unser Leben ein gottgewolltes Wandern aus der Dunkelheit zur Helle, aus der Tiefe zur Höhe, ein Stärkerwerden, ein Vergeistigtsein.

Gertrud Maaßen

Der Heilige Vater schenkt einem Maedchen das Laecheln wieder

Auf dem Wege von Rom nach Neapel, etwa in der Mitte, nicht weit von der Stadt Prosinone wohnt in einem bescheidenen Häuschen inmitten ihrer Brüder und Schwestern ein Mädchen, nicht gerade besonders schön, nicht gerade besonders häßlich. —

Aber vor vier Jahren war es anders. Da war das Gesicht des Mädchens nicht mehr menschenähnlich zu nennen. . . . Ja, überhaupt alles, was hier berichtet wird, erscheint wie ein Märchen, und doch ist es eine wahre Begebenheit.

Der Name des Mädchens ist Rosa, es ist 15 Jahre alt, und sie ist erst kürzlich vom Papst in einer Audienz empfangen worden. Der Heilige Vater wollte sich mit ihr zusammen ein wenig über die lange, schmerzliche, doch nun überstandene Reihe von Operationen freuen, die — ihr Gesicht wiederhergestellt hatten.

Rosa wurde, was alle bezeugen, als ein sehr hübsches Kind geboren. Der liebe Gott beschenkte ihre Augen mit der strahlenden Bläue des südlichen Himmels und das Gesicht mit den lieblichsten Zügen, die ein Kind nur haben kann. Doch gegen das Ende ihres ersten Lebensjahres passierte Rosa dann das entsetzliche Unglück. Ein — Schwein raubte ihr, was Natur und Geburt ihr gegeben hatten, es fraß, zerfleischte Rosas Kindergesicht.

In jenen Tagen war der Vater nicht zu Hause. Die Mutter hatte allein den Haushalt zu versorgen und außer Rosa noch acht Kinder verschiedener Größe zu betreuen. Sie bettete die kleine Rosa im Hof im Schatten eines Baumes und ging nach Wasser zu einer Quelle, die ein Stück ablag. Sie beeilte sich schon, aber unterwegs auf dem Rückweg hörte sie die Kinder fürchterlich schreien. Sie ließ ihre schweren Eimer fallen und lief so rasch, wie die Füße sie tragen wollten.

Sie kam noch gerade zur Zeit und doch schon zu spät. Sie konnte zwar noch das Leben der kleinen Rosa retten, doch für deren Kindergesicht gab es keine Rettung mehr. Der große Eber hatte sich im Stall freigemacht. Er schleppte das Kind über den Hof nach dem Garten hin und hatte sich mit seinen Hauern tief in das Gesicht des armen, kleinen Mädchens verbissen.

Viele Wochen rang das Kind im Krankenhaus mit dem Tode. Es genaß endlich, aber aus der hübschen, reizenden Rosa war eine schreckliche, richtige Märchenhexe geworden.

Als Rosa heranwuchs, wurde ihr Gesicht immer häßlicher. Die Zähne waren von beiden Lippen bedeckt, und an Stelle einer Nase hatte sie ein scheußliches, unbestimmbares Etwas. . . .

Gewiß, die Kinder, mit denen sie spielte, liebten sie, aber ab und zu — und Kinder sind so, und es war noch nicht einmal Boshaftigkeit — gelegentlich entschlüpfte den Spielkameraden doch einmal ein unbedachtes Wort des Abscheus oder des Spottes, das der kleinen Rosa das Herz zerschnitt und ihre Kinderseele zum Bluten brachte. Sie litt unsäglich, und ihre Mutter verstand ihre Qualen. Die beiden weinten oft eng umschlungen ganze Nächte hindurch. Es war schon ein Unglück. Rosa zog sich von allen Spielen zurück und verbrachte die Tage ihrer Kindheit als eine Ausgestoßenen in der Einsamkeit.

Von den Schrecken und Feuern des Krieges, der über Italien hinging, erhoffte sie sich den Tod aber der liebe Gott hatte es schon anders beschlossen. —

Die Eltern hatten da etwas gehört. Es sollte in Rom Ärzte geben, die solche verstümmelten Gesichter zu verschönern, auszubessern vermochten, und eines Tages nahm der Vater Rosa und reiste mit ihr nach Rom.

Das Mädchen mußte im Zug sein Gesicht verhüllen. Die Mitreisenden wären entsetzt gewesen, und Rosa hätte dieses Entsetzen aus ihren Augen lesen können. . . In Rom suchte der Vater mit ihr einige Ärzte auf und bat die um Rat und Hilfe. Die Ärzte gaben immer wieder dieselbe Antwort: gewiß man könnte einen Versuch machen, aber — mit einem langen, langen Krankenhausaufenthalt müßte gerechnet werden und vor allen Dingen würde alles sehr, sehr viel kosten.

Da bedeckte Rosa wieder ihr Gesicht, und der Mantel der Trauer umhüllte Vater und Tochter. Es war hoffnungslos, denn sie hatten kein Geld. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, sagte der Vater zur Mutter verzweifelt: „Nur ein Wunder könnte hier helfen!"

Woher aber sollte das Wunder kommen? Und doch begann etwas sich zu verflechten, was einem Wunder sehr ähnlich war.

Eine der Schwestern Rosas bekam Arbeit als Dienstmädchen bei einem Oberst der italienischen Armee in Rom. Die Familie hatte sie gern, sie war dort wie ein

Kind im Hause, und so konnte die Schwester Rosas dem Obersten auch von ihrer unglücklichen Schwester erzählen. Sie zeigte ihm auch ein Foto, das den Obersten tief erschütterte. Sein Entschluß stand sofort fest, dem Mädchen mußte auf irgendeine Weise geholfen werden. Aber wie? Endlich hatte er einen Plan. Er sprach mit den Eltern und half auch dabei: es wurde ein Brief an den Heiligen Vater mit der Bitte um Hilfe geschrieben.

Man brauchte nicht lange zu warten. Schon nach einigen Tagen kam Antwort aus dem Sekretariat des Vatikans, und da hieß es:

„Das Mädchen wird auf Kosten des Heiligen Stuhls ins Krankenhaus des Kindes Jesu zur Behandlung aufgenommen. In besagtem Krankenhaus besteht eine Spezialabteilung für Gesichtschirugie, von Professor Sarafini geleitet. Professor Sarafini ist einer der hervorragendsten Spezialisten auf dem Gebiet gerade der plastischen Operation."

Als Rosa sich im Krankenhaus vorstellte, betrachtete Dr. Sarafini lange, lange ihr Gesicht oder, besser gesagt, die Stelle, an der er ein Gesicht, ein neues Gesicht aufbauen sollte. Endlich sagte er: „Gut. Wir werden es versuchen, wir müssen versuchen, aber es wird mindestens ein Jahr dauern oder sogar noch länger. Wir werden auch schon Erfolg haben, aber du, meine Kleine, wirst sehr viel leiden müssen."

Ein Jahr? Das reichte noch längst nicht aus. Man brauchte ganze — vier Jahre! Und dreißig verschiedene Operationen wurden dabei gemacht! Dann allerdings hatte der Arzt gesiegt. —

Er hatte bereits viele schreckliche Gesichter behandelt und menschenähnlich gemacht, doch dieses war eins der allerschlimmsten, operationsmäßig einer der schwersten, kompliziertesten Fälle. Das Material zum Aufbau des neuen Gesichtes mußte er dem Mädchen aus der Schultermuskulatur nehmen.

Es wurde ein Stück Muskulatur aufgeklappt und mit dem Gesicht, das entstehen sollte, vernäht, aber man konnte ja das Stück Muskulatur nicht einfach an der Schulter abschneiden, weil es sonst gestorben wäre. Es mußte erst anwachsen, und der Blutkreislauf mußte eintreten. Also wurde der Arm Rosas an die Wange herangegipst, und das Mädchen hatte durch Monate die Qual dieser Haltung. Auch nachdem dann die Muskelmassen angewachsen waren, mußte man sie noch beschneiden, glätten, den Formen anpassen, die man dem neuen Gesicht, seinen Zügen geben wollte. Der Aufbau ging ungefähr in dieser Reihenfolge vor sich: erst kam die Oberlippe. Dann folgten die Backen, nun die Nase, und den Beschluß machte die Unterlippe. Und dann, nach allen diesen Bemühungen der Ärzte und den Qualen des Mädchens, begann ein neues Warten, das sechs Monate dauerte. Es ging um die entscheidende Frage, ob die neuen Teile auch die ursprüngliche, normal angeborene Empfindlichkeit der Sinne, des Gefühls erhalten würden. — —

Ja, und endlich — wohl zum ersten Mal und bewußt in ihrem Leben — fing das Mädchen zu lächeln an, und dieses Lächeln war der Dank an alle, die sich um sie bemüht und die ihr geholfen hatten. Professor Sarafini weinte, als er diesem Lächeln das Glück des Mädchens sich dokumentieren sah. Er hatte eine Meisterarbeit erfolgreich beendet. . . .

In den vier schweren Leidensjahren war das Krankenhaus Rosa etwas wie eine Heimat geworden, und doch zählte sie die Stunden, bis sie wieder nach Hause zurückkehren durfte. Man entließ sie, und nun war ihr erster Weg natürlich noch zu ihrem Wohltäter, dem Heiligen Vater. Sie wollte ihm danken.

Der Papst streichelte ihr Köpfchen und sagte: „So, Rosa, siehst du? Jetzt kannst du dich wieder in jeder Gesellschaft sehen lassen!"

Nachdem dann der Heilige Vater noch einige Worte des Dankes an Professor Sarafini und das gesamte Krankenhauspersonal gerichtet hatte, erteilte er allen seinen besonderen Segen. —

So gab die Wissenschaft und die Hilfsbereitschaft des Heiligen Vaters dem Mädchen seine Freude, sein Glück und sein Lächeln zurück. Im Gesichte Rosas sind zwar, wenn man genau hinsieht, noch manche Spuren der Qualen der vergangenen vier Jahre zu finden, aber schon auf der Rückfahrt nach Hause brauchte sie sich nicht mehr mit dem Tuch zu verhüllen.

Ihr Gesicht war nicht besonders hübsch, auch nicht häßlich — es war so, wie der liebe Gott gewollt hat, daß die Gesichter der Menschen sind. — —

M. A. Misevicius

Der Rechtsberater

Am selben Abend empfing der neue Papst, Benedikt XV., eine Abordnung aus Bologna, wo er Erzbischof gewesen war, zur Gratulation. Bei der Abordnung war auch Rechtsanwalt Ambrosini, der Rechtsberater des erzbischöflichen Stuhles von Bologna. Ihn sprach der Papst zuerst an: „Sehen Sie nur, Herr Rechtsanwalt, sie haben mich zum Papst gemacht, ohne Ihr Gutachten einzuholen!"

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Über den Platz geht der Fioller mit seinem Weibe, am Brunnen vorbei, und steigt die Stufen zur Kirche hinan.

Es sieht aus, als wolle das Dorf selbst mit seinen eng gedrängten Häusern der Kirche entgegengehen. Die letzten, das weitläufige Gebäude des Lammwirtes und das alte Pfarrhaus, steigen noch ein wenig den Hügel an, doch dann bleiben auch sie, wie es sich gehört, demütig zurück und lassen der Kirche allein die Höhe.

Der Fioller, achtsam die letzten Stufen nehmend, führt Agnes am Arm, die es ihm mit leichtem Lächeln dankt, das über ihr schmales Antlitz huscht. Nun stehen sie beide oben, verweilen einen Augenblick lang. Aufatmend blickt Agnes rundum. Ja, nun weiß sie es wieder: Es ist kein Kirchgang im Lande so schön wie der zur Kirche in Rainalt.

Während der Fioller rund um den stillen Friedhof schreitet, ist es ihm, als schritte er an der Seite seines Weibes rings durch dieses Land und allen Menschen würde offenbar, welches Glück an diesem Tage in seinem Herzen ist.

Aus dem Friedhof tretend, schreitet er nun mit seinem Weibe auf den Platz zu, auf dem sich die Leute aus dem Dorfe sonntags versammeln.

Wie es der Brauch verlangt, tritt er auf die Seite der Männer hin und grüßt. Er tut es so, als sei nichts Besonderes an diesem Tage. Die Bauern erwidern seinen Gruß und zeigen auch von ihrer Seite, daß an diesem Tage alles ist wie immer.

Agnes ist zu den Frauen getreten. Sie grüßt, und auch diese danken ihr für den Gruß wie immer. Doch es fällt ihnen schwerer als den Männern drüben, was sie in diesem Augenblick bewegt, hinter gleichgültigen Mienen zu verbergen. So ist es also wahr, was etliche im Dorfe, die den Fioller am besten kannten, vorausgesagt hatten? Daß er dem Mutz und allen, die dabei gewesen, ja, dem ganzen Dorfe, eine Antwort geben würde, eine Antwort auf seine Art, bei der er es gar nicht not haben würde, nur den Mund aufzutun.

Der Bergater rückt seine breiten, eckigen Schultern vor, schiebt den Stampfeter, der ihm im Wege steht, zur Seite und geht auf den Fioller zu. Sieben Jahre ist er Bürgermeister gewesen am Rosenberg, doch das Reden hatte er nicht gelernt dabei. Es hieß von ihm, daß keine Gemeinde im Lande mit so wenig Worten regiert würde wie seine. Er weiß, was die Leute auf dem Platze von ihm erwarten.

Nun steht er vor dem Fioller. Er drückt die Handflächen fest gegeneinander und schluckt einige Male auf. Ganz still ist es auf dem Platze.

Dann sagt der Bergater: „Nachher ist wohl alles gut, Fioller, bei dir auf dem Hofe und im Hause."

Das ist alles, was er sagt, wer mehr erwartete, hat sich geirrt. Aber für die Gemeinde ist es genug, und dem Fioller ist es recht so.

Damit war dies getan. Der Bergater tritt wieder unter die Bauern zurück.

Jetzt springen die Meßnerbuben in den Glockenturm und hängen sich an die Seile. Im Gestühl beginnt es zu rauschen. Mächtig klingen die Glokken zusammen. Die Männer erst, die Weiber dann, so treten alle in die Kirche.

Wie der Fioller eintreten will, hält ihn jemand am Ärmel zurück. Er wendet sich um und sieht dem Mutzen in das graue, zerrissene Gesicht.

„Fioller", stößt er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, „mir wär's recht, wenn du's vergessen könntest, verstehst schon, der Wein war's . . ."

Seine Augen sind demütig wie die eines Hundes.

„Es will mancher ein Böses", sagt der Fioller mit fremder Stimme — es ist, als spreche er dies nicht selbst, als spreche es so aus ihm —, „und doch wendet es sich zum Guten. Gott braucht oft gar seltsames Werkzeug, um den Menschen seinen Willen zu zeigen." —

Welch schönes Geschenk des Morgens war der gemächliche Gang zur Kirche gewesen, Anselm und Christoph waren nun auch da, Lukas fehlte. Der war weit fort. Alle hatten ihre Plätze in der Kirche eingenommen. Anselm kniete neben dem Va-

ter, Christoph stand oben im Kirchenchor neben Felmas, beide hielten ihre Geigen spielbereit, der junge neue Lehrer von Rainalt saß an der Orgel und meditierte, leicht die Tasten berührend, vor sich hin. Schön war es, so vom Chor in die Kirche hinunterzuschauen auf die vielen Andächtigen, alle hatten ihre besten Kleider an und frisch gewichste Schuhe. Christoph sah neben seiner Mutter die Ev knien und deren Eltern. Er konnte es direkt bis herauf riechen, die Sonntagskleider rochen nach Kampfer und Lavendel. Doch die Mutter roch nach Rosmarinblüten, die sie sich für ihre Schränke immer aus dem Hausgarten von Siron bringen ließ. Aber was war das alles gegen Ev! Wie schön die heute war, sicherlich die Schönste von allen in der ganzen Gemeinde. Das Kleid, das sie trug, stammte von ihrer Großmutter, aber es war kein langweiliges Kattunfähnchen, wie es viele Bauernmädchen gerne trugen, weil sie billig und in der Stadt mode waren. Ev hatte, wie auch die Mutter, die Rojener Tracht an mit dem verschnürten Mieder und dem weiten dunklen Rock, das zitternde Krönlein saß auf ihrem Blondhaar wie auf dem Haupte einer Prinzessin, so schön war Ev! Ein Licht umgab sie, das so zart und leicht war wie der Hauch, der frühmorgens die Blumen umgibt, wenn der frische Morgentau auf den Wiesen liegt.

Dann sangen und spielten sie, und als das Benediktus vom Chore herunterklang, hörte man ganz deutlich, wie Christophs Geige in das zitternde Solo des guten Meisters Felmas einfiel. Agnes hatte gleich Tränen in den Augen, so schön klang das Spiel der beiden durch die Kirche, und der Fioller wollte nie mehr ärgerlich sein, wenn Christoph spielte. Ev schloß in ihr Gebet auch den Lukas ein, an den sie denken mußte, vielleicht gerade deshalb, weil er nicht da war wie Anselm und Christoph.

Als das Hochamt zu Ende war, gingen die Fioller und die Tschelmer, die Eltern und die Kinder gemeinsam, heim. Sie gingen neu gestärkt und neu bewehrt gegen das Böse in der Welt auf ihre Höfe, in die Burgen ihrer Arbeit. Durch die gesegneten Felder führte sie der Weg den Berghang entlang. Vor der Kirche stand noch lange nach der Andacht eine Menge. Die Leute schwatzten, rauchten und nickten einander zu, sie genossen den Ruhetag, die Gemeinschaft und das schöne sonnige Wetter.

In der Woche nach Weihnachten, als der Schneewind aus den Bergen brach, kam die Bäuerin zu Fioll mit einem Kinde nieder.

Es war ein Mädchen.

Sie nannten es Nelda. So hieß Agnes' Mutter.

Auf Fioll aber kam eine gute Zeit.

VIII

Ein Jahr ging über Fioll und wieder ein Sommer ehe Lukas auf Urlaub in die Heimat kam.

Der Altknecht, der im letzten Winter ein Stück näher an das Sterben gekommen war, so daß er Anselm schon seine kurze Reggelpfeife mit dem eingeschnitzten Gamsbock, sein kostbarstes Stück, vermacht hatte, saß auf der Bank unter der Zirbe und ließ die Sonne auf seine gichtigen Glieder scheinen. Die Pfeife, die ihm Anselm, als er mit dem Frühjahr wieder zu Leben gekommen war, hatte zurückgeben müssen, hielt er zwischen die Zahnlücken geklemmt und sog daran obwohl sie kalt war wie immer.

„Höi, du da!" rief er den fremden Herrn an, der seinen Lederkoffer auf die Hausbank stellte und mit dem Fuße die Tür aufstieß, als wäre er in Fioll daheim.

„Wo ist der Bauer?" rief dieser.

„Nicht da."

„Wo ist er?" fragte der Ankömmling, den Alten offen anlachend.

„Im Weinberg und spritzt."

Der Alte erkannte Lukas noch immer nicht. Ja, es war manches anders geworden an ihm in diesen drei Jahren.

„Hast wieder auf das Sterben vergessen, Nagl?"

Da riß der Alte die Augen auf.

„Oh, der Lukas! Bist gar ein Herr geworden, und was für ein nobler!"

Er schob die Pfeife in den andern Mundwinkel: „Ja, das Sterben", meinte er, „da bist du bloß selber schuld, Lukas, daß ich es mir anders überlegt habe. Alles hab' ich schon dafür beieinander gehabt. Gar die Pfeifen auch vermacht, und die Dirn ist schon ins Dorf gelaufen, den Herrn Pfarrer zu holen. Weißt, ohne die heiligen Tröstungen möcht' ich nicht hinübergehen. Aber als der Pfarrer bei mir war, hab' ich gespürt, daß es noch ein, zwei Jahrl'n gehn wird. Und der Pfarrer hat gelacht und ist wieder gegangen. Und ich geh' nit von Fioll fort, bevor ich nicht seh' wie das alles ausgeht. Es muß zum Guten gehen."

„Dank dir, Alter, solang du dableibst, geht's zum Guten."

Lukas sprang leicht und fröhlich über die drei Stufen zum Haustor, öffnete es und jodelte laut in die breite Diele hinein, daß es von allen Wänden schallte, dann lief er weiter zur Küche, auf deren Schwelle Mutter Agnes freudestrahlend stand. Den Kochlöffel hatte sie in der Eile vergessen wegzulegen, und nun wußte sie in der ersten Überra-

schung nicht wohin damit. Einen kurzen Augenblick nur standen sich Mutter und Sohn gegenüber. Dann sagte Agnes:

„Ja, Lukas, daß du wieder bei uns bist."

„Grüß' dich Gott und der Himmel, liebe Mutter", rief Lukas und schüttelte ihr die beiden Hände und den Kochlöffel dazu.

„Jetzt komm nur schnell herein und setz dich und raste und iß eine Kleinigkeit, du bist sicher hungrig nach der langen Reise."

„Müde bin ich nicht, aber hungrig, Mutter, ja, hungrig schon", sagte Lukas lachend, während er sich setzte. Rasch hatte Agnes einen warmen Teller Suppe mit Tiroler Knödeln zur Hand, Brot lag auf dem Tisch und Käse und Speck auch.

Während Lukas zufrieden die Suppe löffelte und sorgsam die Knödel zerlegte, betrachtete Agnes ihn liebevoll und mit mütterlichem Stolz. Lukas trug einen einfachen grauen Anzug, den gleichfarbigen, etwas zerbeulten Hut hatte er neben sich auf den Tisch gelegt.

„Wie groß du geworden bist, Bub, nicht nur größer, du warst immer kräftig, aber erwachsener, mein' ich, und wie soll ich sagen, schaust ja völlig aus wie ein Herr aus der Stadt."

„Doch daheim bin ich auf Fioll, und den Anzug werde ich gleich gegen mein Arbeitsgewand tauschen, das trage ich lieber —"

„Ja Lukas, aber zuerst gehst du hinunter ins Ried, den Vater begrüßen und die Brüder."

„Ja, Mutter."

Liebevoll fuhr ihm nun Agnes über das Haar und sagte, ihn aufmerksam betrachtend: „Dein Knabengesicht ist ein Männergesicht geworden, doch du bist mein, nein unser Lukas geblieben. Die ernste Falte zwischen den Brauen zeigt, daß du viel gearbeitet, viel gelernt haben mußt in den Jahren. Der Goldiner schrieb mir dann und wann."

„Auch du, Mutter, bist geblieben, wie du immer warst. Doch mir scheint fast, du bist fröhlicher geworden und jünger!"

„Hast schon gelernt, schöne Komplimente machen, was? Aber vielleicht hast du recht, eine Mutter darf immer nur so alt sein, als ihr jüngstes Kind sie braucht. Und nun mußt du dir rasch noch unsere kleine Nelda anschauen — aber geh leise, Lukas, sie schläft."

Die Mutter ging voran. Die Fensterläden waren geschlossen, die Kammer lag im Dunkel.

Lukas trat an die Wiege.

Die Mutter schob die Läden ein wenig auf.

Lukas beugte sich nieder. Nelda lag, die zierliche, kleine Faust gegen die Wange gedrückt, und schlief mit seligem Lächeln.

„Sie gleicht . . . ja, die Augen, Mutter, sind deine . . . doch die Stirn, die ist vom Vater!"

„Ja, Lukas, Nelda hat von beiden ihr Teil erhalten."

Lukas sah lange die Mutter an.

„Ein eigenartiges Gefühl ist das, Mutter, eine so kleine Schwester zu haben."

„Ja, Lukas", die Mutter griff nach seiner Hand, „es mußte vieles geschehen und vieles vergessen werden, ehe Gott uns beiden dieses Kindlein schenkte. Du bist fast ein Mann geworden, Lukas, du wirst es einmal verstehen." —

Wie konnte diese Mutter kochen! Es gab nichts Besseres als Knödel, wie sie sie kochte, ihre Knödel waren berühmt im ganzen Land, und bessere konnte es nur im Himmel geben, so dachte der glückliche Lukas, während er ins Ried hinunterging, wo der Vater mit zwei Knechten an den Reben stand.

Lukas trat unter den Pergeln ganz nahe an ihn heran und sagte:

„Grüß Gott, Vater, da bin ich nun wieder auf Fioll."

Anselm machte sich noch am Pfluge zu schaffen.

Umständlich drehte sich der Fioller zu seinem Sohn und reichte ihm die Hand, dabei schaute er ihm voll und klar in die Augen: „Gott zum Gruß, Lukas", drehte sich aber sogleich wieder zum Tagewerk um, ohne ein Wort mehr zu verlieren.

Lukas schaute ihm eine kurze Zeit zu und sagte dann: „In der Steiermark sah ich bessere Pumpen . . ." Und nun beschrieb Lukas die Pumpe in allen Einzelheiten und rühmte ihre Vorzüge. „Und außerdem kommt man kaum mehr mit dem Vitriol in Berührung!"

Da blickte der Vater auf:

„So fein wird alles bei dir, daß einer mit der Arbeit selbst nicht mehr in Berührung kommt, wie?"

„Nicht so meine ich es, Vater. Ich möchte dir eine moderne Pumpe konstruieren!"

„Schon gut", der Vater schnitt die Pergel weiter. „Hat der Goldiner gehalten, was er versprochen hat?"

„Mehr als dies, Vater! Er will, daß ich ganz zu ihm komme. Er würde mir in seinen Werkstätten einen guten Platz geben."

Jäh wandte sich der Vater herum. Dieser energische Ruck in seinen Schultern, der scharfe Blick in den grauen Augen, daran erkannte Lukas ganz den Vater wieder.

„Und?" fragte er schneidend

„Ich wollte mit dir darüber reden."

Der Vater blickte wieder zu seinen Reben empor. „Daß ich es nicht vergesse", sagte er, ohne aufzusehen, „deine Werkstatt hier habe ich versperrt. Der Schlüssel liegt in meinem Kasten, falls du dort wieder anfangen willst."

Und als er sah, wie Lukas vor Staunen nichts zu sagen wußte, setzte er fort: „Falls du nicht lieber an den Pflug gehst; denn morgen fangen wir mit dem Bauen der Äcker an. Doch vielleicht macht dir das bei deinem Goldiner auch nur mit Maschinen."

—

Der Grundacker auf Fioll bestand eigentlich aus mehreren getrennt liegenden Feldern, von denen eines abwechselnd brachlag, während die anderen bestellt wurden. So kam es, daß in diesem Jahre der Schattrain zu pflügen war, die schwerste Arbeit, die es auf Fioll zu tun gab; denn dieses Feld lag so steil am Berge, daß, wer den Pflug hielt, acht haben mußte, nicht mit dem Pflug und Pferden den Hang hinabzustürzen.

Den andern Morgen stand das beste Pflugwetter am Himmel. Die Sonne war kräftig, doch sie stach nicht, denn ein frischer Wind zog vom Tale herauf. Die Erde war fest und trocken. Wenn man sie in den Fingern zerdrückte, fiel sie in leichte Krümel auseinander.

Der Fioller band den Schurz hoch und steckte die Hemdärmel auf. Dann griff er um die Sterzen. Lukas führte die Pferde.

Die frischgebrochene Erde glänzte. Hinter den Haselstauden schäumte ungestüm der Tschoi. Durch das Gezweige der Lärchen, die den Acker säumten, blendeten die hellen Wände des Langkofels.

„Nun bin ich wieder daheim", dachte Lukas, und alles erfüllte ihn wieder, der Vater, die Brüder, die Arbeit, die Mutter mit der zarten Nelda, alles. Ach, so groß die Welt auch war und so schön, dieses ruhige Eisenerz, die Steiermark, Graz, die Berge des Gesäuses, die fröhlichen Hügel: Fioll — das war doch anders, war eben: daheim!

Als der Fioller die erste Stufe, schweigend, wie es seine Art war, gepflügt hatte, gab er Lukas ein Zeichen.

Da faßte dieser nach den Sterzen und drückte leicht das Pflugeisen nieder. Wie das Sechmesser den Rasen leicht schnitt! Wie die Schar in die aufgerissene Narbe griff, die Erde emporhob und sie, dem Schwung des Eisens folgend, nach oben wendete! Das Pflügen war wohl das Älteste am bäuerlichen Werke. Dem Grundprinzip nach wohl schon vor Jahrtausenden erkannt, war es im wesentlichen bis in die Gegenwart unverändert geblieben. Vor dieser harten Tatsache schwand jede Theorie. Zu bessern war wenig daran, zu sparen so gut wie nichts; denn die steilen und im Verhältnis kleinen Bergäcker ließen den Motorpflug nicht zu. Was also an Kraft dafür nötig war, galt es selbst einzusetzen. Und der Vater hatte kritische Augen. Am Zug der Pferde prüfte er, wie der Pflughalter mit seiner Arbeit vorankam.

Leicht federnd beugte sich Lukas über die Sterzen und stemmte mit festem, gleichbleibendem Druck den Pflug gegen den Berg, um nicht hangwärts zu geraten. Ein Stein knirschte auf. Er wollte ihn, wie der Vater tat, im raschen Griff aus dem Acker werfen, doch er wagte nicht, die Sterzen loszulassen.

Der Atem ging ihm schwer. Lukas fühlte wohl, daß er der schweren Bauernarbeit entwöhnt war. Doch die Furche geriet ihm trotz allem nicht schlecht.

Als Lukas am unteren Rain die Pferde wendete, blickte der Vater zurück. Es zuckte heimlich um seine Mundwinkel. Wie gut kannte Lukas dieses kaum verhaltene Lächeln, diesen leichten Spott!

Nun begann der Vater sogar, zu sprechen.

„Was du hier schaffst, Lukas, das ist von mir, nicht vom Goldiner." Lukas hatte nicht Zeit, zu antworten, denn die Pferde zogen wieder an. Es kam ihm vor, als geriete die zweite Furche besser, doch dies war wohl nur deshalb, weil er nun den Berg zur rechten Hand hatte; denn die dritte Furche brauchte wieder alle Kraft.

Als Lukas im besten Pflügen war, kam Anselm den Berg herab.

„Der Schenk ist oben, Vater, der Lärchen wegen, die du ihm versprochen hast."

Da warf der Fioller Anselm das Handseil zu. Lukas zog die Furche weiter.

„Du mußt die Pferde langsamer weisen, Anselm", sagte er.

„Ich weise sie, wie ich es vom Vater gewohnt bin!" sagte Anselm.

Da schwieg Lukas.

Als er im halben Acker war, meinte Anselm: „Nun laß mich. Du bist es ja nicht mehr gewohnt!"

„Wie du meinst", sagte Lukas und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Anselm nahm den Pflug. Es war ihm nicht im geringsten anzumerken, daß er sich dabei besonders plagen mußte.

„Meinetwegen kannst du die Pferde ruhig ein wenig schneller weisen!" meinte Anselm.

„Nicht schneller, als sie der Vater nahm!" antwortete Lukas.

Christoph brachte ihnen das Essen, warme Plenten und einen Krug voll Hauswein.

„Ihr zwei da", rief er ihnen zu und stellte das Geschirr nieder.

Lukas spannte die Pferde aus, führte sie in den Schatten und gab ihnen Heu vor.

Anselm machte sich noch am Pfluge zu schaffen. Dann setzten sich beide um die Schüssel und aßen schweigend. Christoph setzte sich zu ihnen.

„Da sind wir also", er schlug einen unbekümmerten Ton an, „wir drei Brüder auf Fioll!" und sah von einem zum andern.

Schweigen.

„Ob sie wohl recht haben, die Leute im Dorf?" Keine Antwort.

„Wißt ihr denn, was sie von uns sagen?" Es schien keinen zu interessieren. „Sie sagen, eher ginge die Welt zugrunde, ehe einer von den Fiollersöhnen des anderen Knecht würde."

„Da haben sie nicht unrecht", sagte Anselm. Er blickte nicht auf, als er dies sagte.

Es kam kein richtiges Gespräch zustande.

„Wie ist's mit deiner Geige?" fragte Lukas, nur damit etwas gesprochen war.

„Der gute liebe Felmas ist tot", sagte Christoph, „er hat mir seine wertvolle Geige vermacht und alle seine Noten dazu, nun freut mich das Spielen noch mehr als früher. Ich hatte den Felmas so gern, nun ist er sicher im Himmel und schaut auf uns herunter."

„Du hast dich sehr verändert, Christoph!"

„Ja, einmal wird auch der Christoph ein Mann werden", meinte Anselm, „selbst wenn er es gar nicht will!"

Dann fügte er plötzlich hinzu: „Schon der Ev zuliebe!"

Anselm hatte jetzt das gleiche, etwas spöttische Lächeln um den Mund, das der Vater hatte. Doch sah es in seinem Gesicht viel gröber aus, böse fast.

„So, wegen Ev?" fragte Lukas.

Christoph wurde über und über rot.

„Und du?" fuhr er auf, „du hast ihr einmal ein großes Herz gebracht vom Markt!"

„Ach, das hat nichts zu sagen", meinte Anselm und scharrte mit dem Löffel den letzten Plenten aus der Pfanne, „eigentlich wollte ich es dem Tyras geben, doch dazu war es mir zu schade! Und weil Ev gerade bei der Wäsche auf dem Söller war . . ." Er wandte sich jäh zu Lukas herum: „Gibt's in der Steiermark auch hübsche Mädchen?"

„Doch", sagte Lukas gedankenverloren und setzte den Krug an den Mund.

Die Sonne stieg in den Mittag. Die Schatten der Bäume krochen eng zusammen. Die Pferde zerrten am Halfter und schlugen mit dem Schweif zornig nach den Bremsen.

Lukas warf seinen Rock in das Gras und legte sich in den Schatten.

Als Christoph wieder mit dem leeren Geschirr den Berg hinangestiegen war, fragte Lukas: „Wie ist es eigentlich mit ihm?"

Anselm zog die Schultern hoch: „Taugt eben noch zum Essentragen, wie du siehst. Es ist kein Boden in ihm. Was er angreift, fällt bei ihm wie durch ein Sieb. Doch der Vater läßt ihn, wie er ist. Er hat es aufgegeben, aus ihm etwas Taugliches zu machen."

„Wie soll das werden?"

„Weiß ich's? Jedenfalls: Wir beide werden einmal allein auf Fioll sein!"

Anselm hat wieder seine abweisende Miene. Doch es war etwas anderes noch, das ihm keine Ruh ließ.

Plötzlich setzte er sich auf, spuckte den Grashalm, den er im Munde hatte, weit von sich und fragte geradeheraus:

„Und du? Hast du also für den Hof studiert?"

Dabei sah er an Lukas vorbei, als sähe er durch eine Wand. Seine Augen waren noch heller als die des Vaters.

„Wie soll ich das erklären?" Lukas zwang den Ärger nieder, der ihm die Kehle schnürte. „Ich habe ein Jahr in Eisenerz und zwei Jahre in Graz studiert. Technik. Allgemeines nur, ohne mich zu spezialisieren. Doch nebenbei habe ich für Goldiner gearbeitet, im letzten Sommer in einem Walzwerk praktiziert."

„Was hat dies mit unserem Hof zu tun?"

„Nichts! Da hast du recht. Und doch: Was immer ich gelernt habe, geschah mit dem Gedanken: Was nützt es auf Fioll? Die Steiermark hat eine hochentwickelte Landwirtschaft, mußt du wissen, die für uns in vielem ein Vorbild ist. Ich habe vieles gesehen, Anselm, das auch für unsern Hof etwas bedeuten kann. Doch über die einfache Frage, wie die Technik dem Bauer helfen könnte, kam ich bald hinaus. Das Problem liegt tiefer. Es heißt: Kann ein Betrieb, der mit Methoden arbeitet, wie sie schon vor tausend Jahren bestanden haben, überhaupt so weit gefördert werden, daß er in dieser Zeit der Maschinen und Motoren noch bestehen kann? Es gibt Menschen, Anselm, kluge Menschen, die weder Revolutionäre noch Fanatiker sind, die darauf die Antwort geben: Nein! Niemals! Zwar könnten diese landwirtschaftlichen Betriebe, so sagen sie, noch zur Not die Leute, die sie brauchen, ernähren, primitiv allerdings nur, nämlich so, wie vor tausend Jahren. Doch dies sei zuwenig, um in kommenden Zeiten bestehen zu können; denn die

Maschinen würden künftig jede Arbeit so erleichtern, daß es eines Tages niemanden mehr geben wird, der sich noch in die schwere Fron des Bergbauernhofes stellt.

Dann werden die Höfe verfallen, so sagen sie, und es käme die Zeit; in der diese hochgelegenen Acker- und Weidebetriebe nur mehr im großen, in genossenschaftlicher oder kollektiver Form, bewirtschaftet werden können."

Lukas hielt inne. Er sah auf Anselm. Dieser hatte wieder den bösen Zug um den Mund. Was er erwartet hatte, schien noch nicht ausgesprochen worden zu sein.

„Diese Ansicht ist falsch", fuhr Lukas fort, „mehr: Sie ist gefährlich! Ich mag die Menschen nicht, die so sprechen; denn sie nehmen dem Bauer jeden Mut, jeden Glauben. Du hättest sehen sollen, in Graz im Kolleg, wie ich dem Professor March, der die restlose Kollektivierung vertritt, entgegengefahren bin. ‚Welche Partei vertreten Sie?' fragte er mich, als ich nicht locker ließ. ‚Ich vertrete Fioll!' rief ich. Das verstand er nicht. Da erklärte ich ihm, was mir Fioll bedeute, mehr als ein Kollektive, mehr als eine Form; denn Ziel alles technischen und wirtschaftlichen Denkens ist der Mensch. Die Kraft des Menschen ist das Kostbarste. In der Praxis gilt dies nicht immer. Ich weiß, es gibt noch Sklaverei genug in der Welt. Zugegeben, daß der mittlere Hof im Gebirge der Technik bestimmte Grenzen setzt. Ich weiß, wie es bei uns auf Fioll ist. Über den Heuwender kommen wir nicht weit hinaus. Schon der Mähdrescher, oder gar der Motorpflug, bleibt, selbst bei genossenschaftlicher Nutzung, eine zweifelhafte Sache. Trotzdem läßt sich auch der Berghof so entwickeln, daß er die Menschen, die er braucht, nicht nur ernährt, also sie nicht nur auf der primitiven Stufe wie vor tausend Jahren hält, sondern im gleichen Maße, in welchem durch den Einsatz der Technik menschliche Kraft erspart wird, auch die Lebenshaltung der Menschen erhöht und ihre Arbeit damit nicht schlechter entlohnt, als sie im gewerblichen oder industriellen Betrieb entlohnt wird. Außerdem bleibt die bäuerliche Arbeit durch ihre der Natur viel näher liegende Form selbst bei weitgehender Technisierung eine Quelle der Kraft und der Gesundung für ein Volk."

Lukas war aufgesprungen, so in Feuer hatte er sich geredet. Sein Antlitz glühte: „Droben steht unser Hof: Immer war Fioll den anderen Höfen voran. Fioll war der erste Freihof am Rojenberge. Es war frei, nicht später, als die Bauern auf den Höhen der Urschweiz frei wurden. Als erstes hat Fioll die Almnutzung betrieben. Wie großzügig sind die Ställe angelegt, wie sehr hat sich der Viehaustausch vom Pustertal ins Unterland, den auch ein Fioller begann, eingelebt! Fioll kann, auf sich gestellt, wohl bestehen. Es ist, wie es in der Wirtschaft heißt, autark! Von den Weinbergen bis zur Hochalm besitzt Fioll eine solche Fülle verschiedener landwirtschaftlicher Nutzungen, daß es jede Krise, ob sie vom Vieh, vom Korn, vom Wein oder vom Holz kommt, bestehen kann. Deshalb, daran glaube ich fest, wird es auch diese Krise überwinden, die vom Menschen kommt, vorausgesetzt, daß wir zusammenstehen und nicht alles laufen lassen, wie es läuft. Jede Möglichkeit, menschliche Arbeitskraft zu sparen, muß genützt werden. Was kann allein durch die Rolle, Seilzug, Förderbahn geholfen werden! Der Mangel an Dienstboten sei uns ein warnendes Zeichen. Besseres Gerät, bessere Arbeitsmethoden und, wo es nur geht, Maschinen! Fioll muß auch in dieser Zeit den anderen Höfen vorangehen. Es muß ihnen helfen, wenn sie nicht mehr weiter finden. Es muß beweisen, daß der Bergbauer auch in einer Welt bestehen kann, die bis ins letzte technisiert ist. Wieviel vermag ein tapferes Beispiel in einer verworrenen Zeit! An der Grenze zweier Völker steht unser Hof. Beide Länder stehen auf Fioll . . ."

So in Begeisterung war Lukas gekommen, daß er schon leibhaftig vor sich zu sehen glaubte, was er im Geiste ersann. Jetzt erst bemerkte er, daß Anselm gar nicht zuhörte.

„Bist du fertig?" rief Anselm mißmutig und begann die Pferde einzuspannen. Dann hob er den Pflug in den Rain und griff nach den Sterzen.

„Nimm die Pferde!" rief er und warf Lukas das Handseil zu.

„Ich nehme den Pflug!" sagte Lukas fest.

„Wie du willst", entgegnete Anselm finster, „was ich wissen wollte, weiß ich, die Maschinen kommen vom Teufel."

Sie sprachen kein Wort mehr. Lukas pflügte den Grundacker zu Ende.

IX

An diesem Abend ging Lukas noch lange über die Felder. Er wollte mit sich ins reine kommen.

Da war Anselm. Nur ein einziges Ziel kannte er: den Hof. Noch stand der Vater zwar in seiner besten Kraft, und das jüngste der Fiollerkinder lag noch in der Wiege. Doch Anselm war dies gleichgültig. Er konnte warten. Er wartete leicht. Nur eines stand ihm dabei im Wege: Er war nicht der Älteste, der Erbsohn — von ihm hing alles ab.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

„Kann man sagen, daß die Ordensmänner und Ordensfrauen, die sich abmühen in den Werken für die Ausbreitung des Gottesreiches, die Kranken pflegen, junge Menschen erziehen, in den Schulen ihre Dienste leisten, kann man sagen, daß diese sich aus der Gemeinschaft der Menschen zurückziehen oder ihr Wohlwollen von ihr abwenden? Muß man nicht vielmehr anerkennen, daß sehr viele von ihnen ebenso wie die Weltpriester und Laienhelfer für die Sache der Kirche an der vordersten Front kämpfen?" So fragte vor kurzem Papst Pius XII. die Öffentlichkeit. Wir kennen die Antwort, und wir geben hier in unserer Sammlung für arme Studenten, die Ordenspriester, Missionar im Oblatenkleid der Unbefleckten Jungfrau Maria, werden möchten, unserer Überzeugung Ausdruck. Gott braucht Missionare, wir beten und wir opfern, dem Herrn und den Seelen Oblatenpriester zu geben.

Bisher eingenommen:	$6,282.77
Mrs. Mary Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Ungenannt, Calgary, Alta.	10.00
Ein Freund, Poplar Point, Man.	5.00
Ein Freund, Tribune, Sask.	5.00
M. Dillman, Kelowna, B. C.	2.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	2.00
	$6,311.77

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.



